

## Vollleben der Slaven.

Vollstämme und Dialecte. Die slavische Bevölkerung Mährens bildet einen integrierenden Bestandtheil des böhmischen Vollstammes, mit dem sie von alters her durch das feste Band einer gemeinsamen Schrift- und Literatursprache zu einer Nation verbunden ist.

In den westlichen, an Böhmen angrenzenden Bezirken Bystřiz, Neustadt, Saar, Tglau, Teltch, Dačiz und Jamniz hängt die mährische Vollsprache auch dialectisch mit der böhmischen zusammen, während sie weiter nach Osten in mehrere Dialecte gespalten ist, die sich sowohl von einander, als auch von der gemeinsamen Schriftsprache bald mehr, bald weniger unterscheiden, nirgends jedoch in dem Maße, wie etwa die deutschen Dialecte vom Neuhochdeutschen.

Im Allgemeinen unterscheiden sich die mährischen Dialecte von der Schriftsprache durch die volleren, vor Zeiten auch in Böhmen üblichen a-, o-, u-Laute nach weichen Consonanten statt der engeren e und i des jetzigen Böhmisch: duša — dušu — dušo (böhmisch duše — duši — duše), sedá, ležá (böhmisch sedí, leží).

Nach den Verschiedenheiten der Dialecte und der Vollstracht theilt sich das mährische Volk in mehrere Stämme. Doch sind es diese äußeren Unterscheidungszeichen nicht allein, welche die Individualität der einzelnen Stämme ausmachen, auch in geistiger Beziehung, im Vollstemperament, in den geistigen Anlagen, in Sitte und Brauch unterscheiden sich die einzelnen mährischen Vollstämme von einander.

Der bedeutendste und wichtigste der mährischen Vollstämme sind die Hannaken (Hanáci). Diese haben ihre Sizze in der Mitte Mährens, in jener fruchtbaren Ebene, die seit jeher den Namen Hanna führt, so benannt nach einem unbedeutenden Flusse gleichen Namens, der unweit von Kremsier in die March mündet. Das Stammland der Hannaken erstreckt sich von Wischau und Plumenau über Adstelec und Naměsch gegen Littau und Sternberg und Groß-Wisternitz, von da weiter gegen Trschiz, Kofor, Tobitschau und Rojetein zu den Quellen der Hanna im Westen von Plumenau. Ferner werden zu den Hannaken gerechnet die Bewohner des Landstriches von der Mündung der Bečva bis Mährisch-Weißkirchen, Bystřiz am Hofstein und Kapajedl.

Das Charakteristische der hannakischen Mundart beruht in einer eigenthümlichen Umlautung der i- und u-Laute. Statt des böhmischen ryby, zima, žila, sila, široký, lid, peřina spricht der Hannake řebě, zěma, žěla, sěla, šěroké, lěd, peřěna, das heißt, er spricht jedes y und das kurze i nach den Sibilanten, den Palatalen und l als ein nur ihm eigenthümliches ê aus, während er das lange ý in é verwandelt. Kurzes u verwandelt sich in der hannakischen Aussprache in ein eigenthümliches ô, langes ú (ou) in ó: rókô, dlóhó cestó

(böhmisch ruku, dlouhou cestou). Die böhmische Silbe ej geht im Hannakischen in ein langes é über: dé, sténé (böhmisch dej, stejný). Wie der Slovake und der Walache unterscheidet auch der Hannake in der Aussprache ein hartes und ein weiches l, während der Böhme jetzt nur das mittlere (deutsche) l ausspricht.

Au die Hannaken schließen sich im Norden, Westen und Süden die Horaken (Horáci, Gebirgler) an. Zu den Horaken rechnet man die Bewohner des Flußgebietes der Schwarzawa und Zwitzawa, des Hügellandes zwischen Brünn und Znaim, der Gebirgsgegend von Blumenau gegen Konitz und Littau und von da gegen Loschitz und Hohenstadt und die Hochebene von Drahan.

Der horakische Dialect unterscheidet sich nicht wesentlich vom Hannakischen. Auch in dieser Mundart findet die eigenthümliche Umlautung des i- und u-Lautes in é und ó statt. Doch klingen diese Umlaute viel breiter. Auch wird da jedem anlautenden ursprünglichen o ein v und jedem anlautenden a und umgelauteten ö (= u) und ó (= ú, ou) ein h vorgeschlagen: vokno, hale, hôcho, hôrad (böhmisch okno, ale, ucho, úrad).

Im Südosten und Osten Mährens längs der ungarischen Grenze, in der Umgebung von Kostel (Podivin), Lundenburg, Straßnitz, Ungarisch-Gradisich und Ungarisch-Brod wohnen die Slovaken (Slováci). Ihr Dialect zeichnet sich durch einen vollen und wohl-lautenden Vocalismus aus.

Nordöstlich von den Slovaken, in der gebirgigen Gegend von Walachisch-Klobuk, Bjetin und Karlovitz, dann Rožnau und Walachisch-Meseritsch hat seine Stige das Hirtenvolk der Walachen (Valaši). Beide Volksstämme sind die nächsten Stammverwandten der angrenzenden Slovaken Ungarns. In den Afern der Walachen rollt jedoch außer dem ursprünglichen slavischen auch eine Dosis rumänischen Blutes, wie nicht nur der Name selbst, sondern auch die Sprache unwiderleglich beweist.

Das rumänische Volkselement hat im XII. bis XVI. Jahrhundert eine bedeutende Spannkraft entwickelt, indem es sich in nicht unbedeutender Anzahl einerseits in Dalmatien und Istrien, Serbien und Kroatien, anderseits in Siebenbürgen und der Bukowina ansässig machte und von hier aus Ansiedler und Hirten unter die galizischen Russinen und Polen auswandte, als deren slavisirte Nachkommen die Huculen gelten. Aus Galizien zogen diese Hirten mit ihren Herden weiter nach Westen, und ein Theil derselben wurde bis in die Gebirge der heutigen mährischen Walachei versprengt, wo er mit der dort theils schon ansässigen, theils nachziehenden slavischen Bevölkerung verschmolz und bald vollständig slavisiert wurde. Merkliche Spuren des rumänischen Ursprungs eines Theiles der heutigen mährischen Walachei haben sich bis jetzt in ihrer Sprache erhalten. Die Terminologie der walachischen Semner (salašnici) ist zum großen Theile rumänisch.

In der mährischen Walachei hat jeder chotár (rumänisch chotar, Gemeindegelände) eine oder mehrere Sennwirthschaften. Der bača (bačjü, Oberhirt) wohnt mit den valaši (Walachen, Schaffnechte) in einer koliba (kolibü, Sennhütte), in der er



Samtate aus der Umgebung von Olmütz.

auf einer strunga (strungü, hölzerne Sitzbank) bei der vatra (vatrü, Feuerherd) sitzt. Seine Schafe führen verschiedene Namen; etliche davon heißen kornuta (großhörig, vom rumänischen corn) und pistrula (pistrujü, geiprenkelt) und werden auf dem grui (gruiü, Berglehne) geweidet. Gemolken werden die Schafe in die geleta (gülätü, Melkfübel). Die Milch wird durch die glaga (kiag, eingeweichter Kalbsmagen) zum Gerinnen gebracht. Von der geronnenen Milch wird die urda (urdü, Rahm) abgeschöpft und nachdem die brynza (brünzü, Schaffäse) herausgenommen worden, bleibt die zinčica (zintieü, Molke) übrig.

Nördlich von den Walachen, in dem zwischen Ober- und Unter Schlesien eingekleiteten Ausläufer Mährens, in der Umgebung von Frankstadt, Freiberg, Braunsberg und Mährisch-Osttrau, wohnen die Lachen (Laši), deren Mundart einen Übergang vom Mährischen zum Polnischen bildet. Mit dem Polnischen hat dieser Dialect gemein: den Accent auf der vorletzten

Silbe (während er in den übrigen mährischen Dialecten wie im Böhmischem auf der ersten Silbe ruht), den Mangel an langen Vocalen, die erweichten Silben dë, të, në statt der böhmischen und mährischen harten de, te, ne und theilweise auch die sanften Zischlaute ś, ź, ć.

Die Übergänge zwischen den Dialecten sind nirgends schroff, gegen die Grenzen hin fließen sie überall allmählig in einander. Da sich zu diesen mundartlichen Differenzen

auch kleinere oder größere Unterschiede in der Tracht gefellen, theilen sich wieder die oben angeführten Volksstämme in kleinere Gruppen, die auch ihre besonderen Namen führen. In der Patrimonialzeit vor dem Jahre 1848 hatte die Bevölkerung fast einer jeden Herrschaft ihre Eigenthümlichkeiten aufzuweisen.

Auf dem Boden dieser Stammesverschiedenheit entfaltete sich in Mähren ein sehr reiches und mannigfaltiges Volksleben. Jeder dieser Volksstämme hatte nicht nur seine besondere Tracht und seine eigenthümliche Mundart, sondern auch seine nur ihm eigenen Lieder und Tänze, Sitten und Gebräuche. Ein rechter Hannake wäre gar nicht im Stande, ein slovakisches Lied zu singen oder einen slovakischen Tanz aufzuführen; beides ist ihm viel zu schwer und unbequem, während wiederum der Slovake an den hannakischen Weisen und Tänzen kein Gefallen findet.

Kirchenjahr. Viele Überreste der ursprünglichen Naturreligion und sonst althergebrachter Sitte haben sich in den Gebräuchen des Kirchenjahres und in den Volksspielen erhalten.

Am Sankt-Barbaratage, den 4. December, hält der Winter seinen Einzug ins Dorf. Er erscheint in der Gestalt und unter dem Namen des alten „Mütterchen“ (matička) und wird durch eine weibliche Person vorgestellt.<sup>1</sup> Diese geht, in ein weißes Leintuch gehüllt und mit der Sichel oder mit dem Spatel in der Hand von Haus zu Haus, gibt den Kindern das Kreuz zu küssen und läßt sie die Gebete hersagen.

Mit besonderem Glanz und unter zahlreichem Geleite stellt sich der heilige Mikolo am 6. December ein. Der Heilige selbst ist als Bischof gekleidet, mit einem langen Bart von Flachs, auf dem Kopfe eine Mitra von buntpfarbigem, vergoldetem Papier, in der Hand den Krummstab. Ihm zur Seite geht ein weißgekleideter Engel. Dieser trägt im Korbe Lebzelt, Äpfel, Nüsse und Dörrobst für die braven Kinder und eine Ruthe zur etwaigen Bestrafung der unfolgsamen und läutet mit der Glocke. Außerdem begleiten den Heiligen ein weißgekleideter Tod mit der Sense in der Hand, etliche Teufel mit Ketten und Hämmern und ein Lauser, der dem ganzen Zuge voraneilend unter den Fenstern durch Peitschenknall die Ankunft des Mikolo ankündigt. Heilige Scheu erfaßt die Kinder beim Erscheinen des Bischofs und seines Geleites. Auf sein Geheiß fallen sie auf die Knie und sagen andächtig ihre Gebete her.

Am 13. December, dem Tage der heiligen Lucia, hält ihren Umzug im Dorfe eine als Lucia (Luca) weißgekleidete weibliche Person. Sie trägt eine Maske mit großen Zähnen und im Korbe Hechelscheven und eine Spindel. In jedem Hause untersucht sie das Gespinnst, belobt die geschickten Spinnerinnen und klopft die ungeschickten über die Finger. Auch unter dieser Gestalt birgt sich die altheidnische Winter- und Todesgöttin Morana.

<sup>1</sup> Der Winter (zima) ist im Böhmischem weiblichen Geschlechtes.



Mädchen und ein Mann aus Zavorník bei Bellá.

Der heilige Abend heißt im Böhmischem der „freigebige“ oder „ergiebige“ (štědrý den) und verdient sehr wohl diesen Namen. Was das bescheidene Hauswesen an Fastenspeisen zu bieten vermag, das alles richtet die Hausfrau in Hülle und Fülle zum Nachtmahl her. Auch das Vieh, das Geflügel und die Obstbäume erhalten ihren Antheil vom Tische des heiligen Abends. Sobald die ersten Sterne am Himmel erglänzen, wird der Tisch mit besonderer Sorgfalt gedeckt. Der Tisch, um den eine Kette gezogen ist, wird mit Halmen aller Getreidearten belegt oder man stellt auf jede Tischecke einen Laib Brot und bestreut die leergebliebene Tischmitte mit Weizenkörnern, worauf man dann einen großen Kuchen mit einem Loch in der Mitte legt und über das Ganze das Tischtuch breitet. Unter den Tisch stellt man das Butterfaß oder einen Melkkübel, worin die Hausfrau von jeder Speise einen Löffel voll, sowie die Brotsamen und alle Speisereste hineinthut. So gedeckt bleibt der Tisch bis zum Feste der unschuldigen Kinder. Der in das Butterfaß hineingethane Speise-Antheil wird dann den Kühen gegeben, damit sie gut melken.

Vor dem Essen liest der Hausvater den Anfang des Evangeliums des heiligen Johannes, dann beten alle laut ein Vaterunser, Ave Maria und das Glaubensbekenntniß. Zuerst werden mit Honig bestrichene Oblaten mit einem Stückchen Petersilie oder Knoblauch verspeist, dann kommen eine Schwamm- oder Erbsensuppe, verschiedene Arten von Brei, Kuchen, frisches und gedörrtes Obst. In der Freiburger Gegend kommen auf den Weihnachtstisch neun Arten von Suppen, im westlichen Mähren wiederum ebenso viele Saucen. Nach dem Nachtmahl geht die gesammte Kinderschaar blöfend und mit Glocken läutend als die „Herde von Betlehem“ durchs Dorf. Anderswo wieder gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen fröhliche Weihnachtslieder (koledy) unter den Fenstern.

Zur Theilnahme an der Feier des heiligen Abend werden auch die Hausthiere herangezogen. Mit dem von der Schippe, auf der die Kuchen in den Backofen gesetzt wurden, abgewischten Mehl werden die Kühe bestreut. Dann bekommt jedes Stück Vieh je eine mit Honig bestrichene Oblate oder ein Stück Brot mit Honig und Knoblauch, worauf dann der Grand mit dem besten Futter angefüllt wird; denn so wie die Menschen, wurde auch das Vieh bis zur Abendmahlzeit zum Fasten verhalten. Der Haushund, der Hahn und der Gänserich bekommen vor allem andern ein Stückchen Weihnachtskuchen mit etwas Knoblauch. Dem Hausgeflügel wird das Futter in einen ausgebreiteten Reifen gestreut, damit es sich beisammen halte. Wenn die Hausfrau den Teig angemacht hat, geht sie in den Garten und bestreicht die Obstbäume, um ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen. Nach dem Essen wird aus demselben Grunde ein Theil der Brosamen um die Bäume gestreut. Sogar der Hausbrunnen wird hier und da mit einer Gabe bedacht. Der Hausvater wirft eine halbe Nuß, einen halben Apfel und ein Stückchen Weihnachtskuchen in denselben und spricht dabei: „Brünnlein, liebes Brünnlein! ich gebe dir vom heiligen Abend, damit du uns gutes Wasser gebest.“

Der heilige Abend gehört zu den geheimnißvollen Tagen, an denen sich dem Menschen die Zukunft enthüllt. Junge Mädchen suchen an diesem Tage auf die verschiedenste Art zu erforschen, ob ihnen im kommenden Jahre eine „Standesveränderung“ beschieden ist. Das Mädchen nimmt den Kochlöffel, mit dem der Teig angemacht wurde, begibt sich zum Brunnen, rührt darin und horcht dann, wie es im Brunnen rauscht. Tönt es wie Gesang, wird sie heiraten, ist aber Glockengeläute zu vernehmen, steht ihr der Tod bevor. Nach dem Essen kehrt die ledige Haustochter die Stube, nimmt den Kehricht in die Schürze, streut ihn auf dem nächsten Kreuzweg im Kreise um sich und bleibt in der Mitte des Kreises stehen. Hört sie einen Hahn krähen, bekommt sie einen guten Säger zum Manne, fällt irgendwo ein Schuß, ist ihr ein Jäger oder wenigstens ein Heger beschieden u. s. w. Oder es nimmt das Mädchen einen Apfel vom Tisch, stellt sich unter den Hausflur und verspeist ihn dort. Geht während dessen eine Mannsperon vorüber,



Wallfahrt in Belgrad.

wird sie heiraten. Auch laufen die Mädchen zum Bach, greifen mit der Hand ins Wasser und schließen sodann aus dem, was sie zufällig herausfischen, auf Stand und Beruf ihres Zukünftigen. Ein Stückchen Holz läßt sie einen Zimmermann oder Tischler erhoffen, Jeder stellt einen Schustermeister in sichere Aussicht u. s. w. Auch gießen die Mädchen geschmolzenes Blei ins Wasser und suchen aus den so entstandenen Gebilden den Beruf ihres Zukünftigen zu ergründen. Wollen mehrere Mädchen errathen, welche von ihnen früher heiraten wird, so legen sie ihre Kopftücher auf ein Sieb und schütteln sie. In derselben Reihenfolge, wie die Tücher aus dem Siebe herausfallen, werden die Mädchen nach einander unter die Haube kommen. Der Hauswirth wieder sucht zu erfahren, wie sich das Wetter im folgenden Jahre gestalten werde. Zu diesem Behufe füllt er 12 Nußschalen mit Wasser und stellt sie in eine Reihe, die Reihenfolge der 12 Monate versinnbildend. Nach dem Maße des aus den einzelnen Nußschalen bis zum nächsten Morgen verdunsteten Wassers werden die durch die Nußschalen vorgestellten Monate naß oder trocken sein.

Auch vor der Erforschung dessen, „was die Götter weise verhüllen mit Nacht und Grauen“, schreckt der Mensch an diesem Tage nicht zurück. Wenn das Licht am Abend ins Zimmer getragen wird, beobachtet man an der Wand den Schatten der anwesenden Personen. Wessen Schatten keinen Kopf hat, der wird den nächsten heiligen Abend nicht erleben. Nach dem Nachtmahl legt jeder ein Stückchen Kuchen auf eine Schaufel, die man dann der Hauskate vorhält. Wessen Kuchen die Kaze zuerst auffrißt, der ist im Sterben der erste an der Reihe. Wenn am heiligen Abend die Pferde im Stalle wiehern, stirbt der Hauswirth.

In der Walachei bringt der Knecht am heiligen Abend nach dem Mahle aus dem Walde das sogenannte „Glücksbäumchen“ (šcasticička), einen Fichtenzweig mit drei Wipfeln, und steckt es in den Dünger. Nach Mitternacht vor der Frühmette geht das Dienstmädchen zum Bache, schöpft mit dem Kruge dreimal gegen den Strom Wasser, taucht das Glücksbäumchen, zu Hause angekommen, in dieses sogenannte „Jordanwasser“ ein, besprengt damit alle Hausleute und sagt dazu einem jeden einen besonderen Glückwunsch auf. Dann wird das Wasser in eine Schüssel gegossen, jeder wirft in dasselbe ein Geldstück und wäscht sich damit. Hierauf nimmt das Dienstmädchen das Wasser, begibt sich damit in den Kuh- und Schafstall, besprengt das Vieh und bringt auch ihm seine Glückwünsche dar. Das Glücksbäumchen wird dann in seine drei Bestandtheile zerschligt, ein Wipfel wird im Zimmer, der zweite im Kuhstall und der dritte im Schafstall hinter den Tragbalken gesteckt, wo sie bis zum nächsten heiligen Abend verbleiben.

Der Christtag ist der größte Feiertag im ganzen Jahre. An diesem Tag werden nicht einmal die nothwendigsten Arbeiten verrichtet. In der Frühe wird weder das Bett gemacht, noch gefehrt, in manchen Ortschaften nicht einmal gekocht; es werden nur kalte



Speisen, die vom heiligen Abend übriggeblieben, genossen. Die Slovaken verbinden dem Rindvieh die Mäuler, damit das durch das Wiederkäuen verursachte Geräusch so gering als möglich sei. Niemand geht zu Besuch; der ganze Tag wird mit Gebeten und dem Absingen frommer Lieder zugebracht.

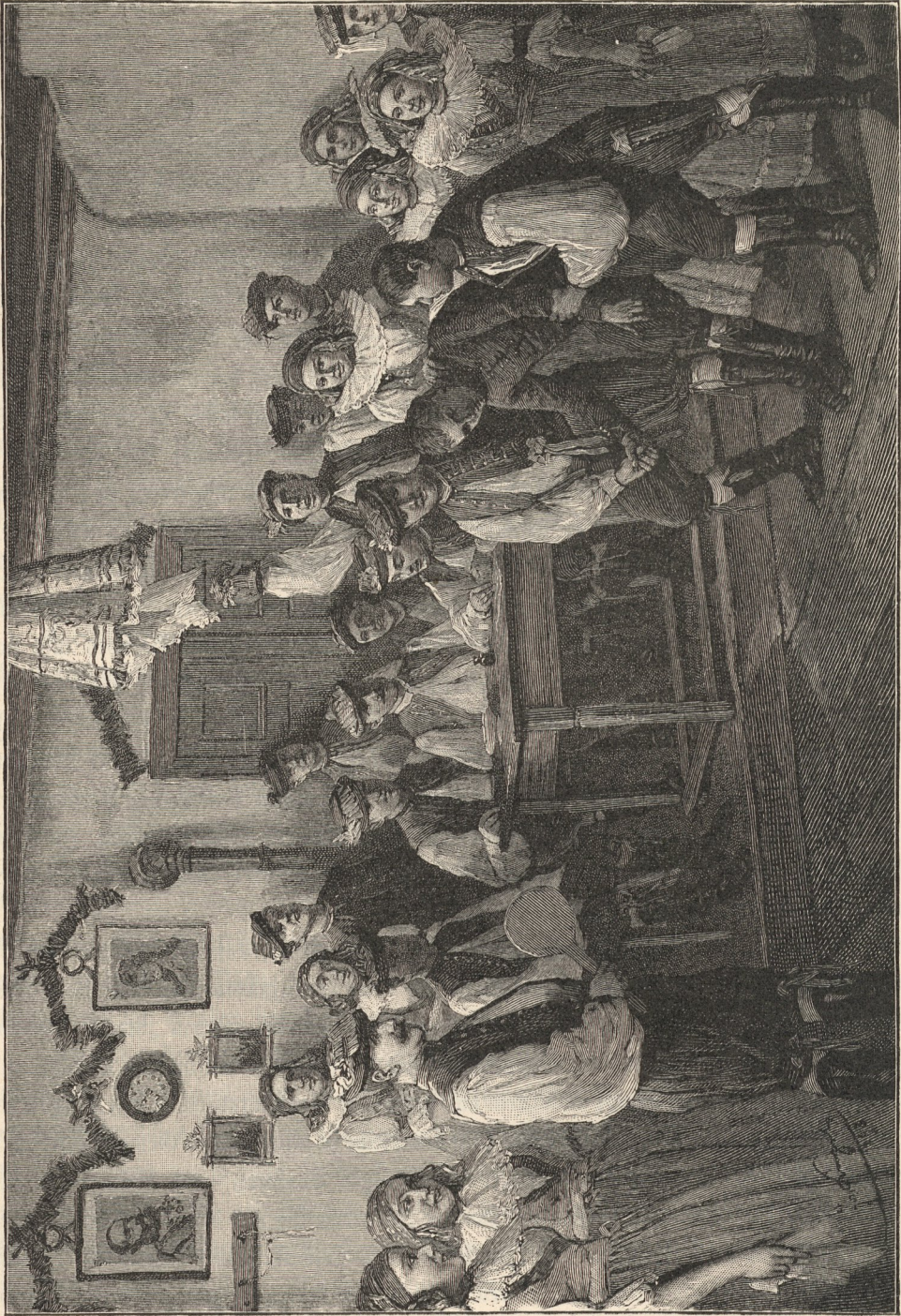


Das Gefinderecht (právo chasy) am Faschingmontag: Der Umzug.

Am Sanct-Stefanstag wird in der Kirche nach dem Hochamt das Getreide geweiht. Jeder Hauswirth schickt etwas davon zu diesem Zweck in die Kirche und vermengt es dann bei der Ausfaat mit dem Samen. Der Stefanstag ist der Tag der Koledalieder. Ganze Schaaren von Kindern gehen da von Haus zu Haus und recitiren und singen diese fröhlichen, mitunter sehr alterthümlichen Lieder von der Geburt des Heilands, deren es eine Unzahl gibt. Einzelne gehen auch als Valási (Bethlehemshirten) verkleidet und führen das ganze Mysterium dramatisch auf.

In der Sylvesternacht stellt sich im Ungarisch-Broder Bezirke das „wilde Weib“ ein. Man stellt für sie auf den Tisch ein Stück Brot, Salz, ein Messer und ein Glas Wasser. Es ist dies offenbar ein Überrest des altheidnischen Morana-Cultus.

Am Dreikönigstag wird in der Kirche Wasser, Kreide und Weihrauch geweiht. Mit dem geweihten Wasser begibt man sich zuerst in den Garten und besprengt damit die Obstbäume, um dadurch ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen und sie vor Ungeziefer zu schützen. Dann nimmt die Hausfrau drei Weizenähren, besprengt alle Räumlichkeiten des Hauses und räuchert sie aus, während der Hauswirth mit der geweihten Kreide auf alle Thüren das  $R \dagger M \dagger B$  schreibt. Das Weihwasser wird dann zum Gebrauch fürs ganze Jahr wohl verwahrt. Mit diesem Wasser besprengen die Eltern ihre Kinder, wenn sie eine Reise antreten oder heiraten; die Bienenzüchter besprengen damit die Bienenstöcke, wenn sie im Frühjahr den Honig ausnehmen oder den Schwarm ansetzen. Ein wenig davon gießt man in den Hausbrunnen und gibt drei Löffel davon mit geweihtem Salze der Kuh, wenn sie kälbert. Nachmittags wird „Das Drama von Betlehem“ mit Recitativ und Arien theatralisch aufgeführt. Nach Art der mittelalterlichen Passionsspiele ist der ernstesten Handlung eine ziemliche Dosis komischen Elementes beigemischt, welches durch die Figur des Juden und durch die Teufelsgestalten repräsentirt wird. Dergleichen Dramen von größerem oder geringerem Umfange gibt es eine bedeutende Anzahl. Die Scene wird durch eine höchst primitive spanische Wand dargestellt. Zu Beginn des Stückes sitzt Maria vor der Wand und wiegt das Jesuskind. Ihr zur Seite steht der heilige Josef, seitwärts ein Engel, in der Hand eine Stange, an deren Ende ein Stern von Goldpapier erglänzt. Im Vordergrunde liegen die Hirten auf der Erde in tiefen Schlaf versunken, den sie durch wackeres Schnarchen versinnbildlichen. Die übrigen handelnden Personen befinden sich unterdessen hinter der Wand. Alle sind ihrem Stande gemäß gekleidet; die beiden Teufel haben umgekehrte Pelze an und tragen in der Hand Ketten, mit denen sie beim jedesmaligen Auftreten rasseln. Die Hirten werden durch den Gesang des Engels, welcher die Geburt des Heilands verkündigt, aus dem Schlafe geweckt und machen sich auf dessen Geheiß mit Geschenken auf den Weg nach Betlehem. Unterwegs begegnet ihnen ein Teufel und sucht sie zur Umkehr zu bewegen; es sei nicht wahr, was ihnen der Engel verkündete. Da erscheint der Engel und treibt den Teufel zur Hölle. In Betlehem angekommen begrüßen die Hirten den neugeborenen Heiland mit einem fröhlichen Koledaliede und bringen ihm ihre Geschenke dar. Die Hirten treten ab, es erscheinen die heiligen drei Könige auf der Scene, welche den neugeborenen Heiland, den ihnen ein wunderbarer Stern verkündet hatte, nicht ausfindig machen können und daher den Entschluß fassen, den König Herodes aufzujuchen, um von ihm die gewünschte Auskunft zu erhalten. Ein Trabant des Königs überbringt ihren Wunsch seinem Herrn, der sie zu



Das Gefinberecht: Gericht.

sich bescheiden läßt. Die Wand wird nun gehoben und hinter Herodes aufgestellt, der auf seinem Throne sitzend erscheint. Herodes weiß den heiligen drei Königen auf ihre Anfrage keinen Bescheid zu geben und weist sie an, nach Betlehem zu gehen, den neugeborenen König zu erkundschaften und ihm dann die Kunde von demselben zu hinterbringen, damit auch er hingehet und ihn anbete. Die heiligen drei Könige ziehen also weiter und vertrauen sich getrost der Führung des Engels mit dem Sterne an. In Betlehem angekommen, beten auch sie einer nach dem andern das göttliche Kind an, bringen ihm ihre Geschenke dar und singen im Chor ein Wiegenlied. Auf der Rückreise erscheint ihnen wieder der Engel, belehrt sie über die bösen Absichten Herodes' und gibt ihnen den Rath, dessen Residenz zu meiden. Die drei Könige treten ab, auf der Scene erscheinen zwei Teufel. Diese führen ein „höllisches“ Ballet auf und beklagen sich, daß der neugeborene Messias ihrer Weltherrschaft ein klägliches Ende bereiten werde. Endlich fassen sie den Entschluß, Herodes zu dem betlehemitischen Kindermord aufzureizen. Herodes hat unterdessen erfahren, daß die heiligen drei Könige bereits ihren Heimweg angetreten haben, ohne ihm die versprochene Botschaft zu bringen. Wuthschnaubend schickt er seinen Trabanten um den schriftkundigen Juden Raboi, der ihm in einem jüdisch-böhmischen Kauderwälsch nach den Zeugnissen der heiligen Schrift referirt, es sei wirklich in Betlehem der Messias geboren worden, seiner Herrschaft drohe jedoch keine Gefahr. Allein Herodes läßt sich dadurch nicht beschwichtigen und gibt seinem Trabanten den gemessenen Auftrag, mit dem Heere auszurücken und alle neugeborenen Kinder zu ermorden. Der Trabant vollführt den Auftrag und bringt eine Puppe, die den neuen König vorstellt, auf der Schwertspitze aufgespießt. Da erscheint der Senfmann und macht dem König Herodes den Garau, worauf ihn dann die Teufel unter Hohngelächter zur Hölle schleppen. Zu Ende singen alle handelnden Personen eine Koleda und der Trabant erbittet im Namen Aller vom Publikum den wohlverdienten Beifall.

An dem letzten der Faschingstage wird das „Gesinderecht“ (právo chasy) gehalten. Sonntag Nachmittags versammelt sich beim Gemeindevorstand der Gemeindeauschuß. Dasselbst stellen sich zunächst die Bauernmädchen ein, um das „Recht“ (právo) herzurichten. Dieses Recht ist ein Schwert, welches die Mädchen mit bunten Tüchern und Bändern nach Art einer Puppe umwickeln und dann ober dem Amtstische in den Tragbalken stecken. Alsdann erscheinen die Bursche, „um das Recht zu bitten“. Der Gemeindeauschuß erwählt aus den angesehensten Burschen „den jungen Auschuß“ und dieser dann aus seiner Mitte den Richter, den ersten und zweiten Bürgermeister und den Gerichtsvollstrecker (dráb). Der Letztere bekommt zum Zwecke seiner Amtswaltung die sogenannte Ferula, d. i. einen Prügelstock, der an dem oberen Ende in eine breite, entzweigespaltene Scheibe endet, so daß er beim Aufschlagen tüchtig raffelt. Indem der Gemeindeauschuß diesem

„jungen Ausschuß“ das „Recht“ übergibt, begibt er sich für die Faschingstage seiner Amtswirksamkeit und überträgt diese an den Gefindeausschuß. Der Gemeindevorstand ermahnt in einer angemessenen Ansprache den jungen Ausschuß, für Ordnung und gute Zucht in der Gemeinde zu sorgen. Hierauf wird das Recht in feierlichem Umzuge aus dem Hause des Gemeindevorstandes in das Wirthshaus getragen. Dasselbst nimmt der Gefindeausschuß hinter dem „Amtstische“ Platz, oberhalb dessen das Recht in den Querbalken gesteckt wird. Nun wird fleißig dem Tanze gehuldigt, welcher von Zeit zu Zeit durch ein scherzhaftes Gericht unterbrochen wird. Es hat z. B. einer einem anderen etwas heimlich zugesteckt und ihn dann vor „dem ehrfamen Recht“ als Dieb verklagt. Ein anderer wurde angezeigt, er habe von dem „löblichen Gemeindeausschuß“ unziemlich geredet, das Recht ohne Respect angeblickt u. s. w. Der Schuldige wird vorgeladen, die Gerichtsverhandlung unter strenger Beobachtung aller Formalitäten gegen ihn durchgeführt und das Urtheil an ihm sofort mit der Ferula vollstreckt.

Am Faschings=Montag und =Dienstag wird das Recht in feierlichem Umzuge unter Musikbegleitung durchs Dorf getragen, in jedem Hause Halt gemacht, mit der Hausfrau und den Haustöchtern getanzt und sodann Geld, Faschingskrapsen, Speck und Eier eingefammelt.

Am Aschermittwoch wird das Recht im feierlichen Umzuge, jedoch ohne Musik zum Gemeindevorstand zurückgetragen.

Am schwarzen Sonntag wird von der Dorfjugend die Morana (personificirter Tod und Winter) in der Gestalt einer weiblichen Puppe unter Absingung alterthümlicher Lieder aus dem Dorfe getragen und ins Wasser geworfen und an ihrer Stelle „der junge Sommer“, dessen Symbol ein geschmücktes Tannenbäumchen ist, ins Dorf gebracht.

Am Sanct=Georgitag (24. April) werden die Feldmarken begangen. In mehrere Gruppen getheilt, besichtigen die Ortsinsassen die Grenzsteine, und nachdem sie constatirt haben, daß diese unverrückt sind, übertünchen sie sie mit frischem Kalk. In älterer Zeit nahmen sie auch ihre Söhne im Alter von 12 bis 14 Jahren mit und strichen sie an den Grenzsteinen mit Ruthen, damit sie sich deren Standort besser merkten.

Am Charfreitag vor Sonnenaufgang eilt Alles zum nächsten Flusse oder Bache und wäscht sich daselbst unter Hersagung alterthümlicher Formeln und Gebete, oder es holt Jemand solches Wasser und alle Hausgenossen waschen sich damit unter freiem Himmel, auf daß sie das ganze Jahr hindurch frisch und gesund verbleiben. Wer das Wasser holt, darf auf dem Hin- und Herwege kein Wort sprechen, weder Jemand grüßen, noch den Gruß erwidern; deswegen heißt es „das Schweigewasser“. In manchen Gegenden laufen die Knaben, nachdem sie ein Flußbad genommen, nackt in den Obstgarten und schütteln die Bäume, um sie dadurch zur reichlichen Obsternte zu vermögen. Auch das Vieh wird

zur Schwemme getrieben. Der Charfreitag ist überhaupt ein Tag der Reinigung. Das Hausgeräthe wird am Bach gewaschen, Bettzeug und Kleider werden gelüftet. Um Mäuse und Ungeziefer aus dem Gebäude zu vertreiben, bindet die Hausfrau die Schlüssel von allen Localitäten an den Rehrbesen und fegt damit alle Räumlichkeiten aus. Der Rehricht wird dann entweder unter den Obstbäumen verbrannt oder ins fließende Wasser geworfen. In manchen Gegenden wird am Charfreitag die Feldarbeit eingestellt, Brot wird an diesem Tage nirgends gebacken; wer davon äße, bekäme die hinfällende Krankheit.

Am Ostersonntag findet in der Kirche nach dem Hochamt die Speisenweihe statt. Zu diesem Zweck schickt man aus jedem Hause einen Gugelhupf, Selchfleisch und Ostereier in die Kirche. Mit den geweihten Speisen eröffnet man den Mittagstisch. Die Überreste streut man im Garten und auf dem Felde aus. Von dem geweihten Gugelhupf bekommt jede Kuh ein Stückchen. Nachmittags „wird der Weizen geweiht“. Der Hauswirth begibt sich mit der Hausfrau auf das Weizenfeld und steckt daselbst, namentlich an Stellen, wo die Saat ausgewintert ist, Kreuzchen hinein, die aus dem am Charfreitag geweihten Holze geschmitten sind. Jedem Kreuzchen wird auch ein geweihter „Palmenzweig“ beigegeben.

Am Ostermontag, welcher nach den rothen Ostereiern der „rothe Montag“ benannt ist, wird im ganzen Lande das Schmeckostern (mrskačka, šlahačka) gefeiert. Jedes Frauenzimmer muß mit einer aus Weideruthen geflochtenen Geißel (tatar, žila) einige Hiebe bekommen, damit sie im nächsten Jahre von Hautkrankheiten bewahrt bleibe, und wird hier und da außerdem auch mit Wasser begossen. Dafür muß sie sich mit Ostereiern regaliren. Auch Kinder gehen an diesem Tage mit der Schmeckostern-Ruthe ausgerüstet von Haus zu Haus, singen Koledalieder und sammeln Ostereier ein. Die Schmeckostern-Ruthe wird entweder aufs Dach geworfen, „weil sie unrein ist,“ oder man hebt sie auf und peitscht mit ihr das Vieh, wenn es im Frühjahr zum erstenmal auf die Weide getrieben wird.

In der Walpurgisnacht treiben die Hexen auch in Mähren ihr Unwesen. Um sie von der Behausung abzuwehren, werden abends ins Dach, in die Fensterrahmen und in jede Luke und Spalte Linden- oder Hollunderzweige gesteckt. Aus der Gemeinde sollen sie durch lebhaften Peitschenknall, den die Dorfjungen auf dem Dorfplatze unterhalten, hinausgetrieben werden. Außerdem werden sie noch symbolisch verbrannt. Ähnlich wie am 24. Juni zur Feier der Sommer-Sonnenwende, werden auch in der Walpurgisnacht auf den umliegenden Bergen große Feuer angezündet, über welche die Dorfjugend unter Sauchzen und Gesang hin und her springt. In derselben Nacht stellt der Bursche seiner Auserwählten vor den Fenstern einen Maibaum (máj) auf. Es ist dies ein schlanker Tannen- oder Kieferbaum, dessen Stamm abgeschält ist. Der Wipfel ist mit Bändern und einem rothen Kopftuch geschmückt.

Vor dem Wirthshause wird ein gemeinschaftlicher Maibaum aufgestellt. Am 1. Mai Nachmittags begibt sich dann Alles festlich gekleidet mit Sang und Klang zum Maibaum. Die Burschen werden von ihren Mädchen mit Rosmarinsträußchen beschenkt. Um den Maibaum wird dann bis tief in die Nacht lustig getanzt. Am Pfingstmontag nachmittags wird derselbe unter besonderen Ceremonien „enthauptet“. Die Musik spielt auf und jeder Bursche tanzt mit einem jeden Mädchen, so viele ihrer anwesend sind, um den Maibaum. Nachdem alle getanzt haben, wird der Maibaum umgeworfen und ein als Henker gekleideter Bursche haut ihm mit dem Säbel den Wipfel ab.

Am Pfingstmontag wurde in der Hanna und der Slovakei ein alterthümliches Königsfest gefeiert, welches man das „König suchen“ oder „jagen“ nannte. Es war dies eines der schönsten Feste des mährischen Volkes, ist aber um das Jahr 1870 in den meisten Gegenden erloschen und wird jetzt nur noch in der Umgebung von Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod abgehalten. Am Pfingstsonntag versammeln sich die Burschen im Wirthshause und entsenden drei Abgeordnete zum Ortsvorsteher, um sich die Erlaubniß zu erbitten, „den König suchen zu dürfen“. Ist ihnen diese ertheilt, bitten sie sich als „König“ einen 14- bis 15jährigen Knaben aus einer der angesehensten Familien vom Vater aus. Für den König werden zwei tüchtige Burschen als Adjutanten bestellt und außerdem noch drei „Abgesandte“ und ebensoviele „Ausrufer“ und „Einnehmer“ erwählt. Der ganze Königszug, an dem 20 und mehr Burschen theilnehmen, ist beritten. Die Krosse sind mit Bändern



Typen und Motive bemalter Oester Eier.

und buntfarbigen Tüchern reich geschmückt. Die Reiter selbst tragen weiße Schürzen und rothe Schärpen. Der König ist als Mädchen gekleidet, trägt auf dem Kopfe einen Blumenkranz und über die Schultern kreuzweise rothe Bänder. Er reitet einen Schimmel, die Arme in die Seiten gestützt. Während der ganzen Feierlichkeit darf er kein Wort reden; zum Zeichen, daß sein Mund verschlossen ist, trägt er eine Rose zwischen den Zähnen. Die beiden Adjutanten des Königs, welche sich von der Seite ihres Gebieters nicht rühren dürfen, reiten Rappen, tragen wie der König über die Schulter kreuzweise Schärpen und in der Rechten den blanken Säbel. So ausgerüstet begibt sich die Reiter-schaar in die Nachbardörfer, um dort „den König zu suchen“. Aus dem Heimatsdorfe bricht der ganze Zug im Galopp auf: an der Spitze die drei Abgesandten, hinter ihnen die drei Ausrufer und nach diesen die drei Einnehmer, dann die übrigen Reiter zu zwei oder drei nebeneinander, in ihrer Mitte der König mit seinen Adjutanten. Vor der nächsten Ortschaft angekommen, machen sie Halt, und ins Dorf reiten die Abgesandten im Trab, um vom Ortsvorsteher die Erlaubniß zu erbitten, in dieser Gemeinde „den König suchen zu dürfen“. Diese wird ihnen in der Regel bereitwillig ertheilt und nun hält das ganze Banderium seinen Einzug in das Dorf. Gleich am Eingang biegen die drei Ausrufer von der Straße zum ersten Gebäude rechts ab, machen vor den Fenstern Front, und einer von ihnen erbittet sich „in gebundener Rede“ von den Hausbewohnern Gehör, um dann in improvisirten Versen den ledigen Töchtern oder der Hausfrau ein Compliment zu machen: sein Kößlein habe sich nicht halten lassen und sich von der Straße hierher verrannt, weil es ihm die schwarzen Auglein der schönen Maruschka angethan haben. Darauf reiten sie zum nächsten Gebäude und gleich nach ihnen stellen sich die drei Einnehmer unter den Fenstern ein. Der erste von ihnen bittet in einer längeren, in Knittelversen verfaßten Ansprache um ein Geschenk für den König. Sie haben, sagt er, einen ehrenwerthen, aber armen König. Räuber haben ihn überfallen und ganz ausgeplündert, 300 Roffe haben sie ihm entwendet aus jezt leerem Stalle und 300 Ochsen aus jezt leerem Gehöfte, und sie hätten noch mehr genommen, aber zum Glück habe er gar nichts mehr gehabt. Nachdem der erste geendet, reitet er schnell weiter hinter den Ausrufern und nun nimmt der zweite Einnehmer unter den Fenstern seine Aufstellung, um die Rede seines Vormanns fortzusetzen. Er fordert die Hausfrau auf, sie bald abzufertigen, sonst werden sie ihr das Dach abdecken und unter ihre Kößlein streuen; sie möge ihnen einen Schinken geben oder eine Selchwurst, so lang, daß man sich damit dreimal umgürten könne. Auch der zweite Einnehmer reitet sodann weiter und erst der dritte hält mit einem Korbe vor der Hausthüre an und sammelt ein, was die Hauswirthin „dem ehrenwerthen, aber armen König“ zur Reparatur so großer Verluste schenkt. Auf diese Art machen die Ausrufer und die Einnehmer im ganzen Dorfe die





Das Königsjagen (Honění kráde) am Pfingstmontag in der mährischen Slovatie.

Runde von Haus zu Haus. Der übrige Zug mit dem König in der Mitte bewegt sich unterdessen langsamen Schrittes durch das Dorf. Nachdem jene mit der Arbeit des Einsammelns fertig geworden, schließen sie sich am Ausgang des Dorfes dem Zuge an. Hinter der Ortschaft entleeren sie den Inhalt des Korbes in eine Butte, welche ihnen ein Weib von Dorf zu Dorf nachträgt. Jetzt geht es wieder im Galopp zum nächsten Dorfe, wo sich Alles in derselben Weise wiederholt. Abends kehrt der ganze Zug ins Heimatdorf zurück. Von den eingesammelten Selchwaaren bereiten sich die Reiter im Hause des Königs oder im Wirthshause einen Schmaus, wozu ihnen der Vater des Königs für die Ehre, die seinem Hause durch diese Wahl zutheil geworden, ein Faß Bier schenkt. Trafen zufällig in einem Dorfe zwei Königszüge zusammen, so suchte einer dem anderen den König zu entreißen. Gelang es, so wurde der geraubte König in die Gefangenschaft abgeführt und mußte um ein ziemlich großes Lösegeld losgekauft werden. Das geschah allerdings nicht ohne einen hitzigen, mitunter blutigen Kampf.

Die Mädchen halten in der Pfingstzeit einen feierlichen Umzug mit der Königin. Dieses Fest wird in verschiedenen Gegenden Mährens verschieden gefeiert. In der Umgebung von Brünn findet es an den drei Sonntagen vor Pfingsten statt. Zwei weiß gekleidete Mädchen, mit Bändern und buntfarbigen Kränzen von Feldblumen reich geschmückt, die eine den König (král), die andere die Königin (králka) vorstellend, werden von festlich gekleideten Mädchen, von denen eines den Maibaum trägt, durch die ganze Ortschaft von Haus zu Haus geführt. In der Lundenburger Gegend wird am Pfingstmontag nur ein Mädchen als Königin von vier Mädchen unter einem Baldachin und mit zahlreichem Gefolge herumgeführt. In Blatniß vertreten den Baldachin Lindenzweige, mit denen die Begleiterinnen (královničky) die Königin überdecken. In einigen Ortschaften der Hanna wird die Königin durch eine festlich gekleidete, mit Bändern und Kränzen geschmückte Puppe dargestellt.

In jedem Hause führen die královničky einen Reigen auf, und zwar tanzt entweder der König mit der Königin allein und die übrigen Mädchen singen dazu, oder, wo die Königin ohne König ist, stellt sie sich in der Mitte des Zimmers unter dem Baldachin auf und die übrigen Mädchen tanzen paarweise um sie im Kreise herum, während die Königin sich in umgekehrter Richtung auf derselben Stelle herumdreht. Die Gesänge sind bald ernsten, bald heiteren Inhalts und haben, sowie auch die Tänze, verschiedenen Rhythmus. Nach dem Tanze wird eingesammelt und aus dem Erlöse am nächsten Sonntag ein gemeinschaftliches Mahl bereitet.

Zu den wiederkehrenden Volksfesten kann man auch die Wallfahrten rechnen. Von den zahlreichen Wallfahrtsorten des Landes sind die besuchtesten die Gnadenkirchen Mariens auf dem Berg Hofstein, dem Heiligen Berg bei Olmütz, in Wranau, Sloup und



Altmaßrätlicher ceremonieller Tanz am Pfingstmontag: Kralovněky, Königinnen oder Königstöchter.

Kiritein bei Brünn. Zu diesen reiht sich namentlich seit dem Jahre 1863, wo der Jahrestag der heiligen Landespatrone Cyrill und Method von dem 9. März auf den 5. Juli verlegt wurde, auch Belehrad in der Nähe von Ungarisch-Gradiß mit seiner großartigen, prächtig und geschmackvoll renovirten Wallfahrtskirche. Dahin wallen am genannten Festtage und auch sonst in der Sommer- und Herbstzeit zahlreiche Processionen, besonders aus der mährischen Slovakei in ihrer kleidsamen und buntfarbigen Volkstracht.

„Dreimal im Leben macht sich der Mensch in auffallender Weise bemerkbar“, sagt ein mährisches Sprichwort, „bei seiner Geburt, an seinem Hochzeitstag und wenn er aus diesem Leben scheidet.“ Alle diese drei wichtigsten Momente des menschlichen Lebens begleitet das Volk mit bedeutungsvollen Gebräuchen, von denen manche aus altheidnischer Zeit herrühren.

Wochenbett und Geburt. Wenn die schwere Stunde des Weibes herannah, löst man ihm an den Kleidern alle Knoten, öffnet alle Schränke und sperrt alle Schlösser auf, um die Geburt zu erleichtern. Die Wöchnerin soll durch sechs Wochen nicht das Haus verlassen, ja nicht einmal zur Thüre hinausschauen oder gar die Dachtraufe überschreiten. In diesem Falle üben die abergläubischen Ansichten einen wohlthätigen Einfluß, durch sie wird das schwache, hilfsbedürftige Weib vor Unbill und Verletzung geschützt. Geht die Wöchnerin innerhalb der sechs Wochen aufs Feld, würde ein Gewitter entstehen und Hagel die Feldfrüchte vernichten; das Gras würde verdorren, wenn sie es baarsüßig beträte. Käme sie ins Wirthshaus, würde sofort Streit und Rauferei unter den Anwesenden entstehen.

Während des Wochenbettes ist das Weib dämonischen Einflüssen ausgesetzt, namentlich suchen die „wilden Weiber“ (divé ženy) Zutritt zu ihr zu erlangen, um ihr das Kind zu entwenden und ihren Wechselbalg unterzuschieben. Deswegen soll sie am Morgen bis 6 Uhr, zu Mittag von 11 bis 2 Uhr und vor Sonnenuntergang im Bett sein, denn zu jenen Zeiten haben die „wilden Weiber“ die größte Macht.

Gleich nach der Geburt nimmt die Hebamme das Kind, wickelt es in eine Schürze, legt es unter den Tisch und spricht: „Aus Erde sind wir geworden, zur Erde werden wir zurückkehren, möge was Gutes aus dir werden.“ Dann gibt sie ihm einen leichten Streich, „damit es gehorsam sei“. Mit großer Sorgfalt bereitet dann die Hebamme dem neuen Weltbürger das erste Bad. Dem Badewasser wird etwas Weizen beigemengt, ein Geldstück und eine Hagebuttenrose oder Sperberbeeren hineingelegt als Symbol eines zukünftigen guten Wirthes und wohlhabenden, gesunden und rothwangigen Menschen. Für den Knaben gibt man außerdem Salz und Eisen dazu, auf daß er gescheidt und stark werde, für das Mädchen Stroh, um seinen Haarwuchs zu fördern. Tag und Stunde der Geburt ist bedeutsam für die Zukunft des Kindes. Ein Sonntagskind wird sein Lebenlang glücklich sein. Fällt zur Zeit der Geburt des Kindes gerade Schnee oder blühen die Bäume,

wird es frühzeitig ergrauen. Wenn dagegen die Rosen blühen, wird es gesund und rothwangig sein. In einigen Gegenden wird nach einer alten löblichen Sitte dem neugeborenen Kinde ein Obstbäumchen gepflanzt, welches dann mit großer Sorgfalt gepflegt wird; denn von seinem Gedeihen hängt das Gedeihen des Kindes ab.

Schnell werden die Anstalten getroffen, um das Kind sobald als möglich in die Kirche zur Taufe zu bringen, denn man will keinen Heiden im Hause haben. Die Gevatterschaft, selbst dem Geringsten und Ärmsten, zu verweigern, wird für eine große Sünde erachtet; der Gevatter baut sich eine Stufe in den Himmel. Gewöhnlich werden zu allen Kindern dieselben Gevatter genommen; nur wenn den Eltern fünf Kinder nach einander sterben, sollen sie beim sechsten die Gevatter wechseln. Die walachischen Mütter lassen alle ihre Kinder in einem und demselben Hemdchen zur Taufe tragen, damit sie mit einander in Liebe und Eintracht leben. Der Wöchnerin schickt die Gevatterin jeden zweiten Tag eine Henne in Nudelsuppe und verschiedene Mehlspeisen, dazu einen Krug Bier oder eine Flasche Wein; auch die Frauen der nächsten Anverwandten und Nachbarn stellen sich zwei- bis dreimal während des Wochenbettes mit Gewürzen ein.

Der Mutterbrust genießt das Kind gewöhnlich ein volles Jahr. Wie die Zeit der Geburt, so ist auch jene der Abstillung vorbedeutend für die Zukunft des Kindes. „Wenn sich der Wald ins Grün kleidet“, soll man das Kind abstillen, nicht aber wenn Blüte oder Laub vom Baume fällt. Nicht rätlich ist es, das Kind abzugewöhnen, wenn der Mond im Abnehmen ist oder „wenn die Säcke offen sind“, das heißt zur Zeit der Ausfaat; in diesem Falle würde es ein Verschwender.

Die zarte Mutterliebe, oder wenn man will, das abergläubische Gemüth ist stets darauf bedacht, schädliche Einflüsse vom Kinde abzuwehren und dessen leibliches und geistiges Gedeihen zu fördern. Auf die linke Seite bettet die Mutter das Kind niemals, damit es nicht linksich werde. Die Windeln dürfen nicht in den Wind gehängt werden, sonst würden das Kind die Winde aufblähen. Auf das erste Kleidchen wird dem Kinde nicht gemessen, sondern nur so nach dem Augenmaß zugeschnitten, damit es frei und unbehindert wachse und wohlgestalt werde. Wenn die Mutter mit dem Kinde zum erstenmal übers Wasser geht, wirft sie ein Stückchen Brot hinein, damit das Kind einen guten Schlaf habe und „wie aus dem Wasser wachse“. Innerhalb des ersten Lebensjahres, hier und da sogar innerhalb der ersten sieben Jahre wird dem Kinde das Haar nicht geschnitten, sonst würde man ihm den Verstand verkürzen. Die ausfallenden Kinderzähne soll die Mutter mit Brot verschlucken, dadurch werde das Kind vor Zahnschmerzen bewahrt. Wenn das Kind von der Taufe nach Hause gebracht wird, löst ihm die Mutter schnell das Wickelband, damit ihm bald die Zunge sich löse. Den Hund jagt man von der Wiege weg; das Kind könnte von ihm die Schwindsucht bekommen.

Stirbt das Kind im ersten Jahre, so hat unser Herrgott einen Engel gebraucht. Im Himmel spielt das Kind mit den übrigen Kindern nach irdischer Art und pflückt dort Blumen. Zum Zweck dieses Blumenlesens unterläßt es die walachische Mutter nicht, ihrem todten Kinde eine Schürze umzubinden, und zieht ihm kein allzulanges Kleidchen an, damit es sich auf der himmlischen Wiese bequem herumtummeln könne. Stirbt die Wöchnerin vom Kinde weg, legt man ihr in den Sarg eine Nähnadel, einen Knäuel Zwirn, einen Fingerhut und eine Scheere, damit sie auch in jener Welt der kleinen Waise Hemdchen nähen könne. Abends stellt man im Hause Badewanne und Windeln in Bereitschaft; denn die Mutter kommt durch sechs Wochen jede Nacht, um ihr Kind zu baden und umzuwickeln.

Die Hochzeit. Die Hochzeitsfeier beginnt mit der Brautwerbung (námluvy) Donnerstag abends vor dem ersten Aufgebot, nachdem Bräutigam und Braut bereits lange vorher darüber einig geworden sind, „ob sich Herz zum Herzen findet“. Zur Brautwerbung begleiten den Bräutigam dessen Vater, zwei Zeugen und der Brautwerber (starý svat) als Sprecher. Dieser tritt zuerst allein im Brauthause in die Stube ein und bittet um Erlaubniß, daß auch die übrigen, die mit dem Bräutigam unterdessen im Vorhause warten, eintreten und ihr Anliegen vorbringen dürfen. Nachdem ihnen diese gegeben worden und alle im Zimmer versammelt sind, eröffnet der Sprecher seine Rede mit dem christlichen Gruße, mit dem bei den Katholiken jede dieser Ansprachen beginnt. Er setzt sodann in umständlicher Rede auseinander, daß der Ehestand von Gott selbst im Paradies eingesetzt worden, und da es nach dem Zeugniß der heiligen Schrift nicht gut sei, daß der Mensch allein bleibe, so habe der ehrsame Jüngling Gott inständigst gebeten, er möge ihn eine solche Frau finden lassen, wie er sie einst dem jungen Tobias auserkoren. Eine solche habe er in diesem Hause gefunden u. s. w. Nach weiteren Reden und Gegenreden wird endlich die Braut dem Bräutigam zugesprochen, der Brautvertrag schriftlich abgefaßt und unterschrieben und die Mitgift beiderseits festgestellt. Darauf reicht die Braut dem Bräutigam auf einem Teller einen Rosmarinstrauß und ein gesticktes Taschentuch als bedeutungsvolles Unterpfand der festgeknüpften, „ewiggrünen“ Liebe. Der Bräutigam hingegen beschenkt seine Braut mit einem Silberthaler.

Nun liegt es dem Bräutigam ob, bei der weltlichen und geistlichen Obrigkeit Alles in Ordnung zu bringen, damit schon am nächsten Sonntag das erste Aufgebot erfolgen könne. Sonntag nach dem dritten Aufgebot versammeln sich die vom Bräutigam von den Eltern ausgebetenen Brautführer beim Brautwerber, um sodann, Hüte und Stöcke mit bunten Bändern geschmückt, die ausersehenen Kranzjungfern von ihren Eltern auszubitten. Wortführer ist der Brautwerber, der sich seines ehrenvollen Auftrages mit einer entsprechenden Ansprache erledigt. Die Kranzjungfern versammeln sich sodann bei der Braut, um die am Hochzeitstag an die Gäste zu vertheilenden Rosmarinsträußchen zu winden.



Stammatische Hochzeit (Copie eines Bildes).

Zur Hochzeit wird geladen, „wo ein Fenster ist“, das heißt von Haus zu Haus. Die Einladung wird gewöhnlich dreimal wiederholt, denn die gute Sitte fordert, daß sich der Geladene „recht schön“ bitten lasse. Zuerst, Sonntag nach dem ersten Aufgebot, ladet der Bräutigam mit der Braut. Am Montag vor der Hochzeit wiederholt die Einladung der Bräutigam mit dem Brautwerber und gleich nach ihnen die Braut mit der ersten Kranzjungfer. Wer zur Hochzeit zu kommen gedenkt, reicht dem Ladenden ein Brot. Der Brautwerber schneidet davon ein Stückchen ab und hebt es auf. Die Brotschnitte werden dann gezählt, damit man wisse, auf wieviel Hochzeitsgäste man beiläufig rechnen solle. Wer am Hochzeitstag nicht rechtzeitig eintrifft, um den wird noch ein Brautführer geschickt.

Montag abends bringen die Musiker dem Bräutigam und der Braut ein Ständchen dar. Dienstag früh versammeln sich beim Bräutigam der Brautwerber, die Brautführer und die Gäste aus der Verwandtschaft und Freundschaft des Bräutigams; bei der Braut die Brautmutter (stará svatka), die Kranzjungfern, der Sprecher der Braut (rečnik) und andere Gäste. In beiden Häusern steht für die Gäste ein frugales Frühstück bereit. Nach dem Frühstück machen sich die beim Bräutigam versammelten Gäste auf den Weg zum Hause der wartenden Braut. Hat diese ihr Domicil in einer anderen Gemeinde, so stehen vor dem Hause des Bräutigams die nöthigen Fuhrwerke für die Gäste bereit. Wie ein Hochzeitslied besagt, wünscht sich die hannakische Braut, der Bräutigam möge sie abholen kommen mit 30 Rossen, die Räder am Wagen sollen sein von Lebzelt, die Wagenflechten von Zucker, die Kasse mögen mit Gold bedeckt und die Peitsche von Gold sein und der Herzallerliebste im Purpurgewande prangen.

Wenn auch dieser poetische Wunsch nicht haarklein in Erfüllung ging, so bot doch der hannakische Hochzeitszug einen prächtigen, malerischen Anblick. Die Fuhrwerke waren zwar in früheren Zeiten gewöhnliche Leiterwagen, aber auf die Ausrüstung derselben, namentlich der Kasse, wurde die größte Sorgfalt verwendet. Vor den für die Braut bestimmten Wagen waren sechs Pferde, womöglich von gleicher Farbe und Größe gespannt, die übrigen Wagen waren vier- und zweispännig. Geschmückt waren sämtliche Kasse mit zierlichem Hochzeitsgeschirr, die Schweife und Mähnen mit rothen Bändern durchflochten, von ihren Köpfen wallten mächtige Federbüsche herab. Der Bräutigam und die Brautführer ritten ebenso reich geschmückte Kasse, denen sie noch außerdem um die Brust ein sogenanntes Leipziger Tuch banden, das der Bräutigam von der Braut, die Brautführer von ihren Kranzjungfern zum Geschenke erhielten. Außer ihrer malerischen Nationaltracht trugen die Reiter eine rothe oder weiße Schürze, die ihnen als Sattel diente.

Beim Brauthause angelangt, finden sie die Thüre verschlossen. Nach längeren Reden und Gegenreden und nach entsprechenden Wechselgesängen wird geöffnet, und der



Bräutigam tritt mit seinen Leuten ins Zimmer ein zu den dort bereits versammelten Gästen der Braut. Der Brautwerber wiederholt sein Anliegen in feierlicher und umständlicher Ansprache, in der er von der Erschaffung der Welt anhebt, dann nach zahlreichen, genau citirten Zeugnissen der heiligen Schrift auseinandersetzt, welch hohen Werth eine rechtschaffene Hausfrau für einen geordneten Hausstand habe. Eine solche Frau sei ihm in der Tochter dieses Hauses zugesprochen worden und er bitte nun um ihre Herausgabe, damit der vereinbarte Ehebund durch den Segen des Priesters besiegelt werden möge. Nach weiteren langen Reden und Gegenreden, in denen der Werbungen Isaaks und Jakobs gedacht wird, begibt sich der Sprecher der Braut in die Kammer, wo die Braut mit ihren Kranzjungfern und den Frauen unterdessen wartet. Er bringt von dort zuerst ein verhülltes altes Weib; nachdem diese als die „triefängige Lia“ von dem Brautwerber zurückgewiesen worden, wird die Braut selbst als die „schöne Rachel“ dem Bräutigam vorgeführt und ihm vom Brautwerber in feierlicher Ansprache voll väterlicher Ermahnungen verlobt, worauf die Frauen ein Lied singen zum Preise der Eltern, daß sie ihre Tochter in christlicher Zucht erzogen, so daß sie sich ihres grünen Rosmarinkranzes würdig erweist. Dann läßt der Sprecher der Braut deren Eltern sich nebeneinander auf die Ofenbank setzen, führt Bräutigam und Braut vor und ermahnt dieselben, in ihrem neuen Stande in Liebe und Eintracht zu leben und ihre beiderseitigen Eltern in Ehren zu halten. Hierauf kniet die Braut vor ihren Eltern nieder; der Sprecher dankt diesen in ihrem Namen für die gute Erziehung und bittet sie um Verzeihung für alles, was sie sich bisher habe zu Schulden kommen lassen, und um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Eltern segnen ihre in Thränen zerfließende Tochter, worauf ihnen diese die Hände küßt. Sodann kniet auch der Bräutigam nieder und der Brautwerber dankt in dessen Namen den Schwiegereltern für ihre in christlicher Zucht erzogene Tochter. Die Eltern segnen ihn und nehmen ihn als Sohn auf. Dann bittet noch die Braut alle Anwesenden, ihr zu verzeihen, falls sie Jedem von ihnen etwas zuleidgethan.

Hierauf macht sich der ganze Hochzeitszug auf den Weg zur Kirche, an der Spitze die Brautführer paarweise geordnet, nach den Klängen der Musik jauchzend und hüpfend, nach ihnen der Brautwerber mit dem Bräutigam, dann die Kranzjungfern, gleichfalls paarweise, ferner die Brautmutter mit der Braut, dann die Musik, Märsche und Volkslieder aufspielend, und zuletzt die Hochzeitsgäste. Ist die Pfarrkirche in einer anderen Gemeinde, so wird, namentlich in der Hanna, zu Wagen gefahren.

Vor der Trauung legt der Brautwerber dem Bräutigam, die Brautmutter der Braut ein Rosmarinkränzchen aufs Haupt. Nach vollzogener Trauung nehmen sie die Kränze wieder ab und übergeben sie der Braut; doch müssen sie sich dabei sputen, denn die Brautführer und die Kranzjungfern suchen ihnen zuvorzukommen, und sie müssen dann die ihnen

entriessenen Kränzchen loskaufen. Die Braut verwahrt das Kränzchen des Bräutigams in ihrer Kleidertruhe bis zu ihrem Tode; es verlieren, wäre von schlimmer Vorbedeutung.

Aus der Kirche begibt sich der Hochzeitszug nach dem Hause des Bräutigams. An einer geeigneten Stelle im Dorfe wird ihnen „das Thor gesperrt“. Quer über die ganze Gasse wird ein mit bunten Tüchern und Bändern dicht behangener Strick gespannt. Vor diesem Thore stellen sich zwei Bursche, mit Säbeln bewaffnet, als Thorwache auf, ein dritter Bursche bewillkommt die Neuvermählten und die übrigen Hochzeitsgäste mit einer Ansprache und mit einer vollen Flasche, worauf dann diese das gesperrte Thor „mit einem silbernen Schlüssel“ öffnen müssen.

Sobald die Braut die Hauschwelle des Bräutigams überschritten hat, reicht ihr eine von den sie begleitenden Frauen einen Kehrbesen, mit dem die Braut das Vorhaus bis zum Feuerherde kehrt. Dasselbst steht ihre zukünftige Schwiegermutter. Die Braut bittet dieselbe, sie als die angetraute Frau ihres Sohnes wohlwollend aufzunehmen. Die Schwiegermutter verspricht ihr, sie als ihre eigene Tochter anzusehen, und umarmt sie. In der Gegend von Ungarisch-Brod streicht die Schwiegermutter der Braut und ihrem Sohne ein Stückchen Honig auf die Hand, den sie sich dann wechselseitig ablecken, damit sie einander stets lieb und angenehm bleiben. Nach einem kurzen Mittagmahl im Hause des Bräutigams begeben sich die Hochzeitsgäste ins Wirthshaus, wo die jungen Leute bis zum Hochzeitsmahl dem Tanz huldigen.

Gegen 5 bis 6 Uhr abends begibt sich die ganze Gesellschaft unter Musikbegleitung in das Haus der Braut zum Hochzeitsmahl. Die Braut sitzt mit den Kranzseljungfern und der Brautmutter am vornehmsten Tische in der rechten Zimmerecke unter den Heiligenbildern, die übrigen Gäste placiren sich, so gut es eben geht, an den Tischen, die im Zimmer der Länge und der Quere nach aufgestellt sind; die Musikanten haben ihren Platz rückwärts bei der Thür. Der Bräutigam sitzt nicht beim Hochzeitsmahl, sondern geht mit den die Gäste bedienenden Brautführern von Tisch zu Tisch, nachsehend, wo was vonnöthen ist. Die Braut hat vor sich den Teller umgewendet liegen und genießt gar nichts von dem ganzen Hochzeitsmahl. Im westlichen Mähren legt man ihr zu dem umgewendeten Teller ein hölzernes Messer. Ihrem Beispiel folgen gewöhnlich auch die Kranzseljungfern, denen bei dem Hochzeitsmahl obliegt, die Gäste durch Gesang zu unterhalten. Das Menu des Hochzeitsmahles war bis in die neueste Zeit überall höchst einfach. Was die eigene Haus- und Feldwirthschaft lieferte, wurde den Gästen vorgesetzt und dazu wurde vieles von den Gästen selbst beigesteuert. In der reichen Ganna z. B. war das Menu aus folgenden Gängen zusammengesetzt: 1. Rudelesuppe, 2. Rindfleisch mit Krensaucce, 3. Kalbsgefroße-Suppe, 4. Schwarze Sauce, 5. Braten mit Kraut, 6. Kuchen. Den Braten verspeisten die Gäste nicht an Ort und Stelle, sondern nahmen

ihn mit einem großen Kuchen als Bescheideffen mit nach Hause. Gleich zu Beginn des Hochzeitsmahles, bevor noch die erste Speise aufgetragen worden, begibt sich der Brautwerber mit den Brautführern, den Kranzjungfern und der Musikkapelle zur



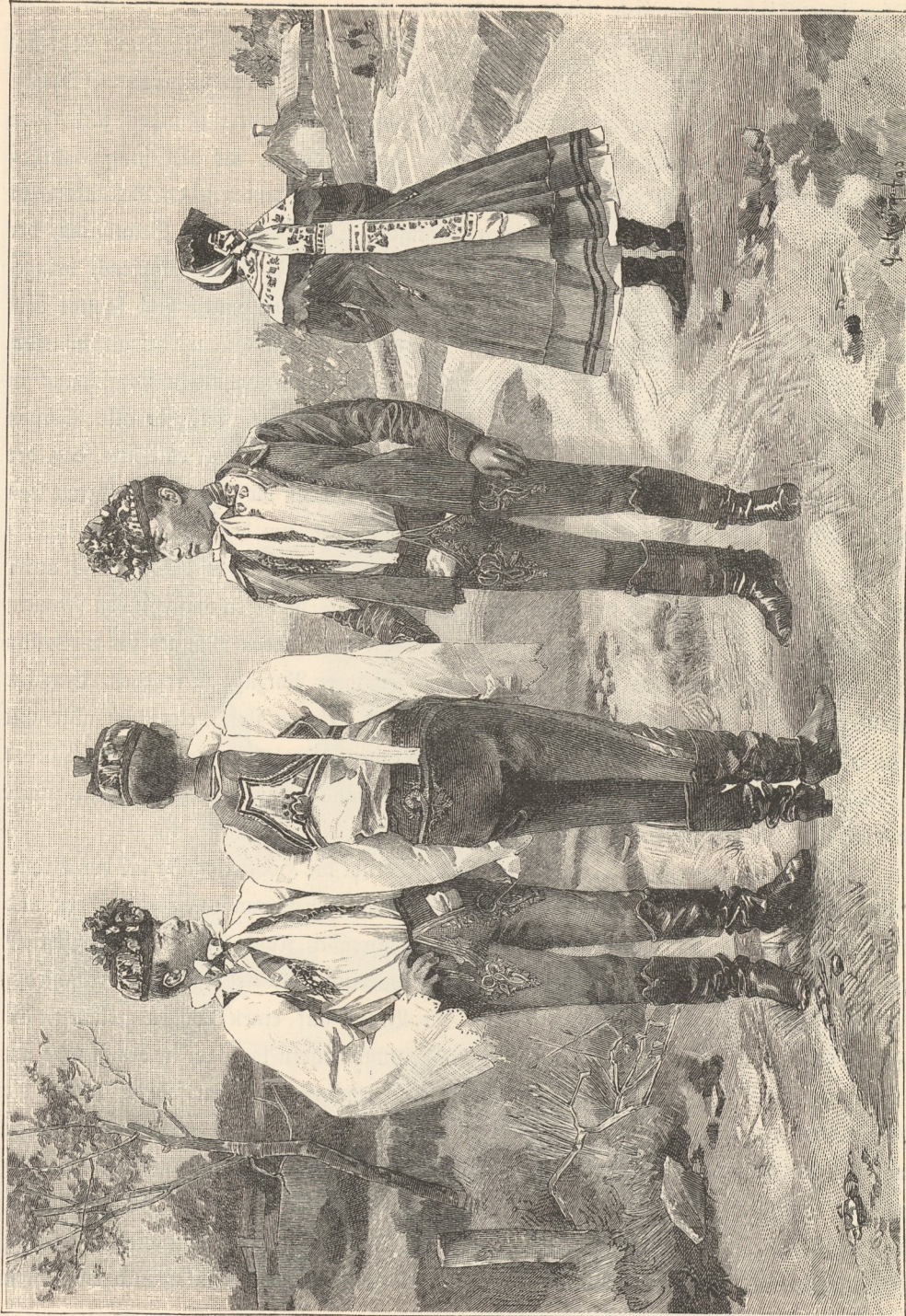
Braut und Kranzjungfer aus Mačatiz bei Ungarisch-Gradiš (Slovakien, Kreis der Tiesländer).

Taufpathin der Braut, um den Hochzeitskuchen (koláč), ein Geschenk der Taufpathin, abzuholen. Dieser Hochzeitskuchen hat die Gestalt und Größe eines Mühlsteines und wird aus einem halben Mezen feinsten Weizenmehls gebacken. Oben sind in denselben in

2 bis 3 Reihen in der Runde klasterhohe Stäbchen eingefügt, die mit Goldpapier umwickelt, an den Spitzen mit Fähnchen, an den Seiten mit Backwerk, Äpfeln und vergoldeten Nüssen behangen sind. Der so aufgeputzte Kuchen steht bereit auf dem Tische, Pathe und Pathin sitzen dahinter und warten, bis die Abgesandten ihn abholen kommen. Nachdem diese mit Musikbegleitung eingetreten sind, dankt der Brautwerber im Namen der Braut für die Liebesgabe, die Brautführer schlagen den Kuchen in ein Leintuch und tragen ihn unter Musikbegleitung, Gesang und Fauchzen ins Brauthaus. Dort angelangt stellen sie ihn auf den nächsten Tisch und der Brautwerber hält eine lange humoristische Rede, in der er alle möglichen und unmöglichen Abenteuer herzählt, die er zu bestehen hatte, bevor es ihm gelungen, ihn an Ort und Stelle zu bringen. Während dessen wird der Kuchen von Tisch zu Tisch getragen. Zuletzt wird er auf den Brauttisch gestellt und alle Gäste der Reihe nach legen ihre Beisteuer in denselben, zu welchem Zwecke sich in der Mitte des Kuchens eine Höhlung befindet, wobei jeder Gast an die Braut eine kurze Ansprache hält. Nach dem Hochzeitsmahle wird der Kuchen in so viele Theile zerschnitten, als Gäste da sind, von denen jeder seinen Theil als Beiseidessen (výsluzka) nach Hause nimmt. Den Anschnitt bekommt die Braut. Gleich nach dem Hochzeitskuchen bringt der Brautwerber den Hochzeitsbaum. Dies ist ein Tannenbäumchen, welches der erste Brautführer am Tage vorher aus dem Walde holt. Die Kranzjungfern schmücken ihn dann mit Bändern, Backwerk und Obst. Auch der Hochzeitsbaum wird unter entsprechenden Reden von Tisch zu Tisch getragen und zuletzt neben dem Hochzeitskuchen auf dem Tische der Braut aufgestellt.

Die langen Pausen zwischen den einzelnen Gängen werden mit Gesang und Trinksprüchen ausgefüllt. Jede aufgetragene Speise wird mit einer scherzhaften Rede des Brautwerbers eingeführt und von der ersten Kranzjungfer mit einem passenden Liede begleitet. Nach und nach gerathen die Gäste in die rechte Stimmung, der Gesang wird allgemein; die Frauen singen Lieder zum Preise des Ehestandes, die Kranzjungfern dagegen preisen hoch ihre Freiheit, von der jetzt die Braut auf immer Abschied nimmt. Auch scherzhafte und satirische Lieder werden laut, namentlich auf die Pantoffelhelden unter den Ehemännern u. s. w. Zuletzt werden noch Sammlungen veranstaltet, so für die Musikanten, für die Braut zum Wickelband und für die Köchin.

Die am Schluß des Hochzeitsmahles in älterer Zeit allgemein übliche „Enthauptung des Hahnes“ wird jetzt nur noch hier und da geübt. Der dazu ausersehene Hahn wird auf den Tisch gestellt, und der als Henker verkleidete Brautwerber liest ihm das Todesurtheil für alle seine begangenen Sünden, die ihm in einer wohlgesetzten scherzhaften Rede vorgehalten werden. Nachdem der Hahn sein Testament gemacht, wird er enthauptet, von der Köchin zubereitet und von den Gästen verspeist. Nach dem Hochzeitsmahl folgt der alterthümliche Brauch der Behaubung und des Verkaufes der Braut (čepení a prodávání).



Burschen, Bräutigam und Braut aus Landschüt bei Lundenburg (Slovakien, Kreis der Podlujaten).

Ober dem Tische in der Ecke, hinter welchem die Braut mit den Kranzjungfern beim Mahle saß, werden die Heiligenbilder von der Wand abgenommen, die Braut stellt sich auf die Bank in die Ecke, links und rechts vor ihr stehen die „Verkäuferinnen“ (Frauen). Nachdem die Braut in einem rührenden Liede Abschied von ihrer Freiheit und ihren Jugendgespielfinnen genommen, machen sich die Frauen daran, ihr den jungfräulichen Kopfschmuck Stück für Stück abzunehmen. Bei der Abnahme eines jeden Bestandtheiles wird ein sinnvolles alterthümliches Lied gesungen. Dann wird der Bräutigam, der indessen im Vorhause wartet, gerufen, daß er der jungen Frau das Kopfstuch bringe. Der Bräutigam bringt im Hute ein neues Kopfstuch und setzt seinen Hut sammt dem Tuche der Braut aufs Haupt. Die Brautmutter nimmt ihr den Hut wieder ab, schneidet von ihm den Strauß ab, legt ihn sammt dem der Braut abgenommenen Kopfschmuck in den Hut und übergibt diesen dem Bräutigam, „zum Zeichen, daß sie alle Sorgen gemeinschaftlich mit einander tragen sollen“. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß der Bräutigam seiner Braut den Haarzopf löst. Hierauf winden die Frauen der Braut den Haarzopf, den die ledigen Mädchen herabhängend tragen, um den Kopf, legen ihr die Haube an und binden ihr das vom Bräutigam geschenkte Kopfstuch um. Die so unter die Haube gebrachte Braut wird dann feilgeboten. Eine von den umstehenden Frauen, die „Verkäuferin“, ruft ihren Preis aus und ladet die anwesenden Männer zur Licitation ein, wobei sie nicht aufhört, sich in Lobeserhebungen ihrer Vorzüge zu ergehen. Einzelne Käufer treten herbei, verabreden den Kaufpreis und erlegen ihn, bekommen aber mit einem Tuche verhüllt eine von den umstehenden Frauen, die als ein hinkendes altes Weib zurückgewiesen wird. Nach mannigfaltigen Reden, Gesängen und Scherzen erscheint zuletzt der Bräutigam, erlegt den höchsten Preis und bekommt die Braut.

Mittwoch vormittags versammeln sich wiederum die Hochzeitsgäste bei der Braut. Nach einem kurzen Mahle nimmt die Braut von den Eltern, von den Geschwistern und von allem, was ihr daheim lieb und theuer war, rührenden Abschied. Die Braut zerfließt da in Thränen, und in ihrem Namen singen die Kranzjungfern tief ergreifende Abschiedslieder. Unterdessen wird die Ausstattung der Braut auf einen Wagen geladen, die Hochzeitsgäste besteigen die bereitstehenden Wagen und fahren langsam in der Runde um das ganze Dorf zum Hause des Bräutigams. Auf dem ersten Wagen fahren stehend die Musikanten und die Brautführer, auf dem zweiten die Männer, auf dem dritten die Frauen mit der Ausstattung und einem großen Kuchen als Geschenk der Braut für die Schwiegermutter, auf dem letzten die Braut mit den Kranzjungfern und dem Hochzeitsbaum. Während der ganzen Fahrt werden entsprechende Lieder gesungen. Mit Liedern melden sich auch die Gäste bei den Eltern des Bräutigams an, bitten um Einlaß und empfehlen die Braut der liebevollen Obhut der Schwiegereltern.



Familie aus Baccenovic bei Gapa und Mitkamsicht einer Braut (Slowakei, Kreis der Pöbporaten).

Sobald die Braut das Vorhaus betritt, bringt ihr die Schwiegermutter einen Laib Brot und dazu ein hölzernes Messer, um ihre Freigebigkeit zu erproben. Die Braut wirft das Messer weg, zieht ihr Taschenmesser heraus, schneidet vom Brote den Anschnitt ab, steckt ein Geldstück hinein, reicht ihn dem ärmsten Bettelweib und theilt dann auch die anderen anwesenden Bettler. Sodann überreicht die Braut ihrer Schwiegermutter den mitgebrachten großen Kuchen als Bescheidessen und empfiehlt sich als gehorsame Tochter ihrer mütterlichen Liebe. Darauf bieten die Frauen den anwesenden Männern die Betten der Braut feil. Natürlich ersteht sie zuletzt der Bräutigam um den höchsten Preis. Damit nehmen die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten ihr Ende. Bei größeren Hochzeiten versammeln sich noch am Donnerstag die Gäste im Brauthause, „um die Reste zu verzehren“, und am Sonntag findet noch eine Nachfeier im Wirthshause mit Musik und Tanz statt.

Tod und Begräbniß. Um dem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, wird er aus dem Bett gehoben und auf Stroh gelegt; am leichtesten soll der Tod auf Haferstroh sein. Wenn der Sterbende mit Jemand in Feindschaft lebte, wird dieser zu ihm gebracht, damit er sich mit ihm ausöhne; denn sonst könnte er nicht aus dem Leben scheiden. Der Leichnam wird dann gewaschen und gewöhnlich mit denjenigen Kleidungsstücken bekleidet, welche der Verstorbene bei Lebenszeiten am liebsten getragen hatte. Damit seine Grabesruhe nicht gestört werde, „darf ihn nichts drücken oder fesseln“. Deswegen darf an den Kleidern kein Knopf zugeknöpft, keine Schnur verbunden sein.

In der Walachei und in der Gegend von Ungarisch-Brod gibt man dem Todten ein Geldstück in die Hand, „damit die Wirthschaft ihm nicht nachgehe“. Wenn der Hauswirth stirbt, zerhackt man das Geldstück; die eine Hälfte gibt man dem Verstorbenen, die andere behält die Witwe. Dem ledigen Kinde gibt der Vater ein Geldstück in den Sarg „als sein Erbtheil“ mit. Einem todten Kinde bringen die Kinder der Verwandten und Bekannten kleine Heiligenbilder, mit denen das Kind im Sarge ganz bedeckt ist. Bei der Leiche wird durch zwei Tage Nachtwache gehalten, wobei Psalmen gesungen und Gebete für das Seelenheil verrichtet werden.

Den Tod des Hauswirthes meldet der Knecht den Pferden, die Magd den Kühen mit den Worten: „Ihr Köpfelein (Kühe), euer Wirth ist gestorben; nicht mehr wird er euer warten.“ Namentlich wird dies niemals bei den Bienen unterlassen. Gewöhnlich begibt sich der Nachfolger in der Wirthschaft in den Bienengarten, klopft dreimal an jeden Bienenstock und spricht: „Liebe Bienen, ich vermelde euch, daß euer Herr verstorben ist und euch mir anvertraut hat.“ Nach altheidnischer Vorstellung entfliegt die Seele in der Gestalt einer Taube aus dem Leibe des Verstorbenen; deswegen werden, sobald die Agonie eintritt, Thüren und Fenster geöffnet, um der entfliegenden Seele den Weg offen zu halten. Die Walachen glauben, daß die Seele des Verstorbenen im Leibe verbleibe, bis der Sarg am



Tage des Begräbnisses über die Hauschwelle geschafft ist; deswegen nehme der Verstorbene Alles wahr, was um ihn herum geschieht und gesprochen wird. Solange der Leichnam im Hause ist, wird weder gekocht, noch gefehrt, noch sonst eine Haus- oder Feldarbeit verrichtet, um die Ruhe des Todten nicht zu stören. Wenn am Tage des Begräbnisses der Leichnam aus dem Hause geschafft wird, werden alle Tische, Bänke und Stühle umgestürzt. Beim Hinaustragen des Sarges wird mit diesem an jede Schwelle, die man überschreitet, dreimal angestoßen mit den Worten: „Der Hauswirth scheidet von euch.“ In der Walachei nimmt der Dorfcantor im Namen des Verstorbenen Abschied von jedem Gegenstande, der sich im Hause, im Hofe und im Hausgarten befindet. Den ledigen Burschen tragen zu Grabe Kranzelnjungfern, das ledige Mädchen Brautführer. Bei den Slovaken erscheinen sie im festlichen Hochzeitsstaate. Aus den eingepfarrten Ortschaften wird der Leichnam zur Pfarrkirche zu Wagen geführt. Am Ende des Dorfes macht der Leichenzug beim Kreuze Halt und der Dorfcantor leistet im Namen des Verstorbenen Abbitte. Ihren Abschluß findet die ganze Todtenfeier in dem Todtenmahl.

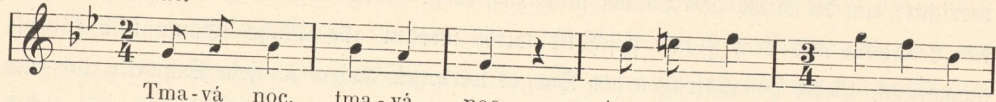
Trauerfarbe war in älterer Zeit die weiße. Noch jetzt erscheinen in den slavischen Ortschaften bei Neutitschein die Frauenzimmer aus der Verwandtschaft bei der Leiche in weiße Leintücher gehüllt, während die übrigen Weiber schwarze Kopftücher tragen.

Bei den längs der ungarischen Landesgrenze ansässigen Slovaken hat sich bis auf den heutigen Tag das früher auch sonst im Lande übliche „Wehklagen“ (nařikáni) erhalten. Dasselbe wird bloß von Frauenzimmern und Kindern ausgeübt, und zwar am Sterbebett, sobald der Tod eingetreten ist, dann am Tage des Begräbnisses, wenn der Leichnam aus dem Hause getragen wird, und zum drittenmale am offenen Grabe. Auch am Allerheiligen- und am Allerseelestage besuchen Weiber und Kinder die Gräber ihrer Lieben und suchen sie nach jedem Begräbnisse, an dem sie sich betheiligen, auf, um daselbst zu wehklagen. Dieses Wehklagen gehört so sehr zu dem landesüblichen Ceremoniel, daß die Mutter selbst ihre Kinder unterweist, wie sie einst um sie wehklagen sollen. Indeß sind diese Klagelieder außer den formelhaften Eingängen und einigen wiederkehrenden Wendungen meistentheils tiefempfundene Improvisationen. Die Melodie ist bei aller Monotonie doch ergreifend. Wenn sich eine Witwe nicht zutraut, „schön“ zu wehklagen, ersucht sie irgend eine Verwandte, die im Rufe eines gewandten Klageweibes steht, dies für sie zu thun.

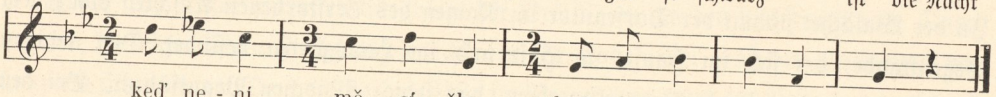
Außer diesen gelegentlichen Improvisationen haben auch tiefergreifende, formvollendete Mänien ihren Ursprung am Grabe der verstorbenen Lieben genommen. Die verlassene bedrückte Waise klagte ihre Leiden am Grabe der Eltern, der zum Militär abgestellte Bursche weinte daselbst bittere Thränen über sein hartes Loß, die verwaisste Braut besuchte vor ihrem Hochzeitstage das Grab ihrer Eltern, um ihnen von ihrer bevorstehenden Vermählung Nachricht zu geben und ihren tiefen Schmerz auszusprechen, den sie darüber

empfindet, daß sie an diesem ihrem Ehrentage ihre Anwesenheit vermissen müsse. Wahre Muster solcher Elegien haben namentlich die mährischen Slovaken gedichtet, wie man aus dem folgenden Beispiele ersehen mag:

*Andante.*



Tma - vá noc, tma - vá noc, tma - vá noc, tma - vá noc,  
 Gar so schwarz ist die Nacht, gar so schwarz ist die Nacht



keď ne - ni mě - sí - ěka, keď ne - ni mě - sí - ěka.  
 oh = ne den Mon = den = schein, oh = ne den Mon = den = schein.

Tmavá noc, tmavá noc,  
 keď není měsíčka,  
 smutná je to svadba,  
 keď není tatička.

Tmavá noc, tmavá noc,  
 keď není vězdičky,  
 smutná je to svadba,  
 keď není mamičky.

Tmavá noc, tmavá noc,  
 co's mně urobila,  
 keď's mně mú mamičku  
 do jamy vložila.

Černá zem, černá zem,  
 puš' mně mamičku ven,  
 nech sa já jim svoju  
 krivdu vyžalujem.

Keď sa já jim počnu  
 krivdu žalovati,  
 teprú ty, černá zem,  
 mosíš zaplakati.

Gar so schwarz ist die Nacht  
 Dhne den Mondenschein,  
 Traurig der Hochzeitstag  
 Dhne mein Väterlein.

Gar so schwarz ist die Nacht  
 Dhne den Sternenschein,  
 Traurig der Hochzeitstag  
 Dhne mein Mütterlein.

Schweres Leid thatst du mir,  
 Schwarze Nacht, schwarze Nacht,  
 Daß du mein Mütterlein  
 Unter die Erd' gebracht.

Schwarze Erd', o gib mir  
 Wieder lieb Mütterlein,  
 Daß ich ihr klagen mag  
 Alle die Schmerzen mein.

Wenn ich mein Herzeleid  
 All ihr erst klagen thur',  
 Bitterlich weinen dann,  
 Schwarze Erd', mußt auch du.

Das Volkslied. Mähren gehört oder richtiger gesagt, gehörte noch vor 20 bis 30 Jahren zu den sangesfreudigsten und liederreichsten Ländern unserer Monarchie und die mährischen Volkslieder dürfen wohl nach Text und Melodie den besten Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes beigezählt werden.

Die bis jetzt im Drucke erschienenen Sammlungen der mährischen Volkslieder, von denen jene von J. Sušil (1853 bis 1859) und von J. Bartoš (1886 bis 1889) zu

nennen sind, enthalten deren weit über 3000. Die ursprünglichen Stammesunterschiede des mährischen Volkes treten auch in den Volksliedern sehr deutlich hervor und begründen deren große Mannigfaltigkeit, namentlich in melodischer Beziehung. Jede irgendwie gehobene Stimmung, gleichviel, ob durch Lust und Freude oder durch Schmerz und Leid hervorgerufen, alle außergewöhnlichen Ereignisse, welche den ruhigen Spiegel des idyllischen Stilllebens aufzuregen geeignet waren und das Gemüth des Volkes mächtig ergriffen, fanden ihren Ausdruck im Liede.



Franz Sušil.

Unter den lyrisch-epischen Gesängen stehen obenan die mährischen Volksballaden; man findet unter ihnen wahre Muster ihrer Gattung. Ihren Stoff entnehmen sie theilweise den alten Mythenresten. So kommen in einer alten Ballade drei pilgernde Musiker zu einem Ahornbaum, dessen Holz ihnen zu Geigen geeignet scheint. Sie machen sich also daran, den Baum zu fällen. Beim ersten Schlage des Beils wird der Baum leichenfahl, beim zweiten seufzt er auf, beim dritten offenbart er sich ihnen als ein Mädchen, das durch den Fluch der eigenen Mutter in den Ahornbaum verzaubert wurde. In einer anderen läßt der todte Gemal die Witwe um ein anderes Leichengewand bitten, da er in dem am

Sonntag genähren nicht verwesen könne. Als die Frau am Grabe erscheint, öffnet sich dasselbe, sie stürzt hinein, fällt ihm um den Hals und bleibt bei ihm, die Kinder des Himmels Obhut anvertrauend. Die in weiter Ferne an einen lieblosen Mann verheiratete Tochter fliegt in Gestalt eines „grauen Vogels“ nach Hause, setzt sich im Garten auf die weiße Lilie und klagt der Mutter ihr Leid.

Solche mythische Stoffe sind indeß nicht sehr zahlreich. Einen viel ausgiebigeren Stoff liefern den Volksballaden die tragischen Ereignisse des alltäglichen Lebens: der Verwandtenmord, der Mord aus Eifersucht, der Selbstmord aus verschmähter Liebe, aus ungestillter Sehnsucht nach dem Geliebten oder aus unheilbarem Schmerz über dessen Verlust u. c. Auch das freilich schon längst nur sagenhafte Räuberleben nach seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinen Abenteuern und Gefahren hat Stoff zu mancher hübschen Volksballade geliefert. In diesen Liedern erscheinen die Räuber nicht als Verbrecher, sondern als „kühne Bursche“, welche den Reichen das Überflüssige abnehmen, um es den Armen zu schenken. Als solche haben in Mähren eine gewisse Berühmtheit erlangt die historischen Räuber Ondráš, Juráš und Janošik, deren kühne Streiche sowohl in Liedern, als auch in zahlreichen Sagen und Anekdoten fortleben. Endlich werden in unseren Balladen auch manche hervorstechende Ereignisse aus den Türken- und Franzosenkriegen besungen.

Alle diese, mitunter recht spröden Stoffe versteht die naive Volksmuse mit künstlerischer Sicherheit zu echten Balladen zu verarbeiten. Die resultirende Stimmung ist in den meisten mährischen Balladen echt tragisch, doch gibt es unter ihnen auch eine erkleckliche Anzahl recht hübscher Lieder mit heiterem Ausgang. So das Lied von jener wackeren Bauerstochter, welche dem königlichen Aufrufe folgend statt ihres alten Vaters ins Feld zieht, eine Schaar Türken niedermegelt und die übrigen in die Flucht schlägt. Der „Herr König“ staunt ob der unerhörten Tapferkeit des jungen Husaren und will ihn mit der Hand seiner eigenen Tochter belohnen. Als sich dann der vermeintliche Husar als die „Anička, die Tochter eines armen Vaters“ entpuppt, führt er sie seinem einzigen Sohne als Gemalin heim. „Der Krieg wurde sofort beendet und die Hochzeit gefeiert.“

Von den eigentlichen Liedern sind ein gutes Drittheil Liebeslieder. Aus der Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, aus der Überwindung mannigfaltiger Hindernisse, die sich der gegenseitigen Liebe in den Weg stellen, entsproßen unsere schönsten Lieder. Sie malen mit echt poetischen Farben das Bild des geliebten Wesens; sie singen das Lob treuer Liebe und ergehen sich in Klagen über das ungetreue Wesen. Aus unwiderstehlicher Sehnsucht nach der daheim gelassenen Geliebten wird der Soldat zum Deserteur, trotzdem er die traurigen Folgen voraussieht. Aus solcher Liebe schießt bei gegebener Veranlassung auch die loderende Flamme ungezügelter Eifersucht hervor, die mit gleicher Hestigkeit

sowohl den glücklichen Nebenbuhler als auch das Mädchen, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, und den Eifersüchtigen selbst ergreift. Diese unbezähmbare Leidenschaft mit ihren Folgen, förmliche Kämpfe um die Geliebte haben zum Gegenstand besonders die Lieder der cholertisch veranlagten Slovaken. In vollen, jauchzenden Tönen aber erschallt das Liebeslied zur Zeit des bevorstehenden Bündnisses und bei der Hochzeitsfeier.

Eigenartig sind die Soldatenlieder. Von echtem Soldatengeiste ist in den älteren Liedern dieser Art freilich wenig anzutreffen, trotzdem gerade die mährischen Regimenter seit jeher Beweise unerschrockener Tapferkeit und wahren Heldenmuthes geliefert haben. Unsere Soldatenlieder sind die traurigsten von allen, was fürwahr nicht Wunder nehmen kann, wenn wir die harte und ungerechte Art der alten Assentirung bedenken, durch die der junge Mensch mit Gewalt aus dem Schoße der Familie, aus dem trauten Heimatsdorfe, aus der freien Gottesnatur gerissen ward, um dann seine schönsten Lebensjahre in weiter Ferne zuzubringen. Umsonst flehte der arme Bursche seine Eltern um Hilfe und Fürsprache an; ihre Bitten und ihre Thränen fanden keine Beachtung. So bleibt dem Armen nichts übrig, als im rührenden, tiefergreifenden Liede Abschied zu nehmen von seinen Eltern, seiner Geliebten, seinen Kameraden und dem heimatlichen Dorfe. Nach und nach findet sich jedoch auch unser Soldat in seinem neuen Stande zurecht, sein Lied ergeht sich jetzt in Lobeserhebungen des „freien und lustigen Soldatenlebens“, obwohl da mitunter auch ein rechter Galgenhumor herausklingt.

Gesungen wurde bei jeder Arbeit, und so hat denn auch jede Haus- und Feldarbeit ihre eigenthümlichen Lieder. Am zahlreichsten und originellsten sind in dieser Beziehung die Weidelieder. Die in den gebirgigen Gegenden des östlichen Mährens auf einsamen und entlegenen Weideplätzen die kleine Kuhherde hütenden Mädchen haben die ihnen eigenthümliche Weidepoesie zu einer recht hübschen Entfaltung gebracht. Alles, was die kleine Kuhhirtin den ihrer Obhut anvertrauten Kühen zu sagen hat, spricht sie in kleinen Liedchen aus. Außerdem sind die Hirtinnen miteinander in fortwährender Gesangs correspondenz, die von einem Berge zum anderen geführt wird. Durch ein langgedehntes, so laut als möglich ausgestoßenes „heló!“ ladet das weidende Mädchen ihre nächste Nachbarin, ohne sie zu sehen, zum Wechselgesang ein. Diese erklärt sich dazu bereit und sie geben dann einander in poetischer Rede und Gegenrede kund, wie ihre Kühe weiden, was sie selbst zu essen haben, wo sie nach beendeter Weide auf einander warten wollen, um gemeinschaftlich nach Hause zu treiben u. s. w. Manche von diesen Weideliedern sind von ziemlichem Umfang, und es wechseln darin regelmäßig Recitativ und Arie ab. Ihr Inhalt ist dann mannigfaltiger und hat oft die Herzensgeheimnisse der heranwachsenden Hirtinnen zum Gegenstand.

Seine mächtigste Stütze hatte der Volksgesang in der originellen Tanzmusik. Die ganze Musikkapelle bildeten in älterer Zeit zwei Geiger und ein Dudelsackpfeifer;

später trat an die Stelle des Dudelsacks der Cymbal und die Bassgeige. Die Musikanten sind pure Naturalisten, von Noten und irgendwelcher Theorie haben sie keine Idee. Alle alten Tänze sind gleichsam die rhythmische Verkörperung des Volksliedes. Manche Tänze haben nur eine typische Melodie; dagegen kann dem volkstümlichen Tanze der Slovaken und Walachen („koulaná“ oder „vrtěná“, „der Drehtanz“ genannt) fast jedes Volkslied rhythmisch angepaßt werden.

Zu Beginn des Tanzes tritt ein Bursche, der sich aufspielen lassen will, vor die Musikanten, wirft seinen Obolus in den Dudelsack oder auf den Cymbal und stimmt ein Lied an. Ist dieses bekannt, greift es sofort der Primgeiger auf, die anderen Musikanten fallen in präzisester Harmonie ein, der Tanz beginnt und das Lied wird in fortwährenden Variationen wiederholt, bis ein anderer Tänzer vortritt und ein neues Lied anstimmt. Ein solcher Tanz dauert eine gute Viertelstunde, eine Abwechslung bringen eben die stets neuen und neuen Lieder hinein, von denen die schönsten und beliebtesten bei jeder Tanzmusik wiederholt und so im Gedächtnisse aufbewahrt werden. Die langen Zwischenpausen werden gleichfalls mit Gesang ausgefüllt.

In allen Liedern, mögen sie welchen Inhalts immer sein, gelangt das sinnige Naturgefühl des mährischen Volkes zum lebendigen Ausdruck. Von der Natur entnehmen die Lieder ihre schönen plastischen Bilder und ihre Scenerie. „Gras mähte ein Mädchen am Waldessaum“, „Im grünen Haine bei der Quelle erschlugen sie den Burschen bei der Maid“, „Im freien Felde steht ein Birnbaum“, „Es reitet der Herzog über den grünen Ager“, diese und unzählige andere Liederanfänge mögen zum Beweise dienen, daß unsere Volksdichter das wichtige ästhetische Gesetz von der einfachen Umgebung, wenn auch unbewußt, sehr wohl anzuwenden verstehen.

Mit den Naturwesen verkehrt der Mensch wie mit Seinesgleichen. Das Ross erscheint stets als treuer, lieber Gefährte des Menschen. Wenn der Knecht den Dienst verläßt, verabschiedet er sich von seinen geliebten Rößlein auf das herzlichste: „Meine lieben Rößlein, ihr werdet wohl meiner einst gedenken, wohl werdet ihr meiner gedenken und ich euer, daß ich euer Knecht war.“ Als der Knecht beim Schwimmen der Roffe ertrank, da wiherten die Rappen kläglich, suchten den Sanicek umsonst unter dem Wasser und brachten die traurige Nachricht seiner Geliebten. Dem getreuen Rappen ist es leicht anzusehen, daß er seinen Herrn zur geliebten Braut trägt, und wer es nicht errathen sollte, dem verkündet es stolz der Reiter selbst: „D schauet, ihr Leute, blicket her, wie stolz mein Rößlein das Haupt trägt, stolz trägt es das Haupt nach rechts, weil meine Braut schön ist wie ein Bild.“

Am innigsten gestaltet sich das Verhältniß zwischen Ross und Reiter im Felde. In den mährischen Volksliedern erscheinen die Soldaten stets zu Roffe. In der weiten Ferne,

unter dem fremden Volke hat der Soldat an seinem Rosse seinen einzigen aufrichtigen und getreuen Freund. Wie leid thut es da unserem Soldaten, daß er auf den langen Märschen sein Kößlein abquälen muß. Diesem seinem Mitleid gibt er im Liede in der Art Ausdruck, daß er das Rosß sich selbst über die Härte seines Reiters beklagen läßt: „Mein schwarzbraunes Kößlein, warum bist du so traurig, so niedergeschlagen? Drückt dich etwa meine Rüstung oder mein Säbel von Stahl?“ „Nicht drückt mich deine Rüstung, noch dein Säbel von Stahl, aber wehe thum mir deine Sporen, die mich in die Seiten stechen. Meine Seiten sind eine Wunde, zerstoehen von deinen Sporen.“ Wenn das Lied die Strapazen des Soldaten im Felde schildert, vergißt es nicht seines getreuen Leidgenossen: „Und in dem weiten Felde ist kein Tröpflein Wasser, womit soll der arme Soldat sein Kößlein tränken?“ Und wenn unser Soldat in der Schlacht fällt, da steht sein treuer Rappe neben ihm, scharrt mit dem Fuße und trauert um ihn.

Besonders ist es die leichtbeschwingte sangesfrohe Vogelwelt, mit der das mährische Volk in seinen Liedern im beständigen Contact und gemüthlichen Verkehr steht. Der Vogel vermittelt als willkommener oder auch unwillkommener Bote den Verkehr zwischen den getrennten Liebenden. Er übermittelt dem in der Fremde weilenden Burschen von seiner Geliebten Brief und Gruß, aber auch die Aufkündigung der Liebe, oder bringt auch von selbst dem Mädchen die traurige Nachricht von der Untreue des Geliebten. Den Vögeln klagt der Mensch sein Leid und ruft ihre Theilnahme an. Wenn der Hochzeitszug zur Kirche geht, bittet die Braut, den Weg nicht durchs Dorf, sondern durch den grünen Hain zu nehmen, damit die Nachtigall ihre Hochzeit durch ihren Gesang verherrliche, und der im Grabe Ruhende sieht es als sein härtestes Loos an, daß es ihm versagt ist, den lieblichen Vogelgesang und den traulichen Kufukruf zu vernehmen.

Ein sehr anmuthiges Liedchen läßt den Sperber seinem „Bruder“ Habicht klagen, daß ihm die Menschen sein Weibchen erschlagen und sein Nest zerstört haben, worauf ihm dieser den weisen Rath erteilt, er möge sein Nest im tiefen Walde bauen, abseits vom Wege, den sowohl der Gute wie der Böse wandle. Mit innigster Theilnahme begleitet ein anderes Lied die verwitwete Wachtelmutter, die im Herbst mit ihren „Kindern“ das öde Stoppelfeld verlassen und über die Donau ins fremde Land wandern muß. Selbst der rauhe Jäger läßt sich von dem Falken erbitten, sein Leben zu schonen und ihn nicht von seinen kleinen Kindern wegzuschießen.

Aber auch die leblose Natur: Sonne, Mond und Sterne, Flüsse, Bäche und Quellen, Bäume, Sträucher und Blumen erscheinen in unseren Liedern in das innigste gemüthliche Verhältniß zum Menschen gerückt.

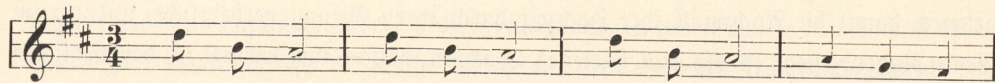
Dieselbe Gemüthstiefe leuchtet uns auch aus jenen Liedern entgegen, die das Verhältniß des Einzelnen zur Familie, des Menschen zu Gott zum Gegenstand haben. In unseren

Liedern erscheint die Mutter als die Vertraute der Herzensangelegenheiten ihrer Tochter. Aber auch der zum Militär abgestellte Sohn hat alle Ursache, vor Allem den unerjehllichen Verlust der Mutterliebe zu beklagen. Und als er aus dem Felde heimkehrt mit verwundetem Haupte, bittet er die ihm zuerst begegnende Geliebte, ihm das wundte Haupt zu verbinden, damit ihn die Hausleute nicht gleich erkennen und nicht allzusehr erschrecken. Und in der That, Niemand, nicht einmal der Vater erkannte ihn. Aber das zartfühlende Mutterherz täuschte er nicht. Diese erkannte ihren lieben Sohn sogleich, ohne erst sein Antlitz zu sehen oder seine Stimme zu vernehmen. Besonders innig gestaltet sich wie im Leben, so auch im Liede das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester. Auch wenn Vater und Mutter sich gegen den Sohn verhärteten, erschließt sich dem Bruder das mitfühlende Schwesterherz, und der vom lieblosen Ehemann schlecht behandelten Schwester nimmt sich der Bruder selbst gegen Vater und Mutter, sogar mit bewaffneter Hand an.

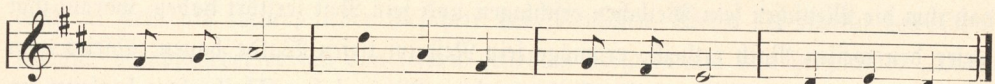
Unerjchütterliches Gottvertrauen und herzinnige Frömmigkeit bilden einen Grundzug im Charakter des mährischen Volkes. Auch dieser seiner religiösen Stimmung verleiht das Volk in zahlreichen Liedern einen ebenso innigen wie poetischen Ausdruck.

Zum Schlusse möge es uns erlaubt sein, einige Proben mährischer Volkslieder in einer dem Original so sehr als möglich angepaßten deutschen Übersetzung des Herrn Professors Johann Reháč mitzutheilen.

### Zauber.



Co to máš, dě - ve - ťko, co to máš za krá - su?  
Wie so hold, sü - ßes Kind, wie so hold bist du doch!



Dyž na tě po - hle - dnu, ce - lý se za - ťra - su.  
Seh' ich dich vor mir steh'n, pocht mein Herz gar so hoch.

Co to máš, děvečko,  
co to máš za líce?  
Dyž na tě pohlednu,  
zabolí mne srdce.

Co to máš, děvečko,  
co to máš za ruce?  
Dyž za tebou přindu,  
domů se mně nechce.

Wie so glatt, süßes Kind,  
Wie so glatt deine Wang'!  
Seh' ich dich vor mir steh'n,  
Wird mir, ach, gar so bang.

Wie so weiß, süßes Kind,  
Wie so weiß deine Hand!  
Wenn ins Aug' dir ich seh',  
Kaum den Weg heim ich fand'.



## Die Haselnuß.

Dyž sem i - šel přes ho - ry, přes ho - ry,  
 Hoch dort o - ben im Ge = birg', im Ge = birg'

přes ten háj ze - le - ný, na - de - šel sem  
 wan = dert' ich al = lei = ne, da fand ei = ne

o - ři - šek o - ři - šek lé - sko - vý.  
 Ha = sel = nuß ich im gru = nen Hai = ne.

Und die Nuß barg süßen Kern,  
 Voll und unverdorben,  
 Ach, vergebens hab' ich treu  
 Um mein Lieb geworden.

Ja, vergebens warb ich treu  
 Um ein Liebeszeichen,  
 Nimmer willst den Blumenstrauß  
 Mir, du Stolze, reichen.

Ei, und hab' ich dir's verjagt,  
 Noch kann ich's gewähren,  
 Sollst nicht, was dein Herz begehrt,  
 Ewiglich entbehren.

## Der Blumenstrauß.

Sto - jí šo - haj pod na - šim o - kén - kem,  
 Mut = ter, hört daš Fen = ster lei' Ihr flin = gen?

tu - cá na mňa svým zla - tým pr - stén - kem,  
 's išt mein Schaß, er pocht mit gold' = nem Hin = ge.

pu - ste ňa ven, má ma - mi - čko do - brá,  
 D laßt mich fort! dürft mir's nicht ver = sa = gen,

pů - jdu za nim na dvě, na tři slo - va.  
 will ihm ja nur schnell ein Wört = lein ja = gen.

Unsre Herzen haben sich gefunden,  
 Schon hab' einen Strauß ich ihm gebunden;  
 Paßt doch zum Gut ihm des Straußes Prangen,  
 Wie eng geschmiegt unsre heißen Wangen.

### Trož wider Trož.

Má mi - lá mně ve - po - ví - dá, já hi ve - po - vím spi - še;  
 Lieb = chen mit den schwarzen Au = gen will mir den Ab = schied ge = ben:

po - čké, dě - vče čer - no - vo - ký, šak mně už hi - ná pí - še.  
 wart', du kriegst ihn e = her noch, mir schrieb ei = ne Au = d're e = ben.

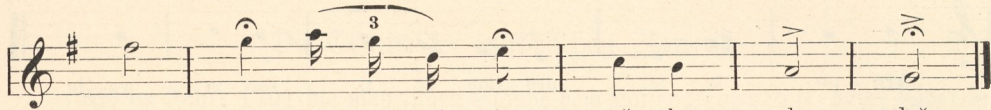
Napsala mně cedolenko,  
 aj stříbrem, zlatem psanó,  
 deamantem prokládanó,  
 abech chodival za ňó.

Sa, sie schrieb 'nen feinen Brief mit  
 Silber und rothem Golde  
 Und durchwebt mit Diamanten,  
 Mein werden will die Holde.

### Udenken.

Už je slun - ko z tej ho - ry ven, už je slun - ko z tej  
 Ue - ber dem Berg' steigt auf die Sonn', ü - ber dem Berg steigt

ho - ry ven, stá - vaj, mi - lá, už bu - de deň;  
 auf die Sonn', Lieb = chen, steh' auf, Tag ist es schon,



ej, ej! slá - vaj, mi - lá, už bu - de deň.  
ja, ja! \*) Lieb - chen, steh' auf, Tag ist es schon.

[Liebchen, steh' auf, du meine Lust,]

[O, einen Baum, den schenk' ich dir,]

[Blutet auch's Herz mir in der Brust,]

[Auf daß er grüne vor deiner Thür,]

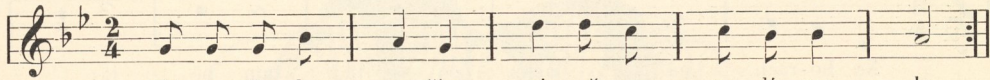
[Liebster, und was schenkst du mir wohl,]

[Siehst du den Baum blüh'n und gedeih'n,]

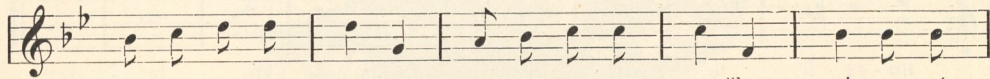
[Da ich von dir scheiden nun soll?]

[Liebend gedenkst du dann stets mein,]

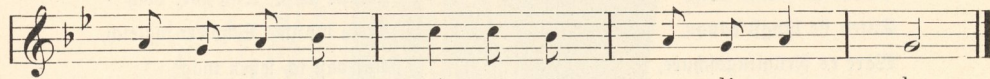
### Die Gartenbank.



Tá na - ša la - ve - čka, aj už sa po - lá - ma - la,  
Wo der Arm des Lieb - sten oft mich so fest um - schlung = gen,



co sem se sy - ne - čkem, co sem se sy - ne - čkem aj na ni  
un = ser Gar - ten = bänk - chen, un = ser Gar - ten = bänk - chen, schon ist's ent =



se - dá - va - la, aj na ni se - dá - va - la.  
zwei ge = sprun - gen, schon ist's ent = zwei ge = sprun = gen.

[Wohl aus Erlenholze

[Unser Gartenbänkchen,

War un're Bank gebauet,]

Zäh' ist's entzwei gebrochen,]

[Einem falschen Herzen:]

[Weil des Liebsten Untreu':]

[Hab' ich zu viel vertrauet,]

[Mir hat das Herz gebrochen,]

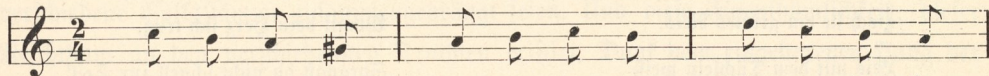
[Trautes Gartenbänkchen,

O werde doch ganz wieder,]

[Ungetreuer Knabe:]

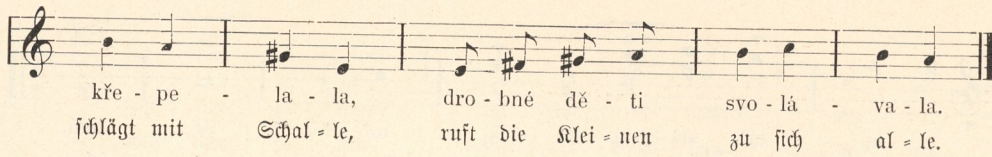
[O kehre, kehre wieder,']

### Wachtel im Herbst.



Kře - pe - len - ka kře - pe - la - la, kře - pe - len - ka  
Laut die Wach = tel schlägt mit Schaf = fe, laut die Wach = tel

\*) ja! ja! wird jedesmal beim zweiten Verse wiederholt.



kře - pe - la - la, dro - bné dě - ti svo - lá - va - la.  
 schlägt mit Schal = le, ruft die Mei = nen zu sich al = le.

[Kinder, ach, wie soll das enden,:]

Sagt, wohin wir nun uns wenden.

[Zwar ein Garbenhauf blieb stehen,:]

Doch bald ist's um ihn geschehen.

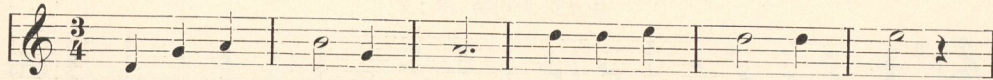
[Nahle Wiese läßt uns darben,:]

Eingeheimset sind die Garben.

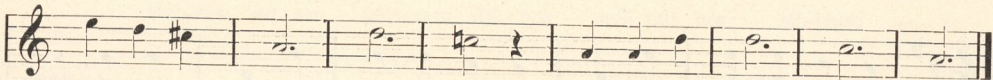
[Kommt! Wo hell die Donau blinset,:]

Fern ein gastlich Land uns winket.

### Eifersucht.



Na ho - räch, na do - lách, co sa to tam bě - lá:  
 Sa - get, was hell so glänzt weit ü = ber Berg und Thal?



hu - sy - li to se - dá, ne - bo sně - hy le - žá?  
 sind's wei = ße Gän = se wohl, o = der ist's Schnee zu = mal?

Wären es Gänse weiß,  
 Eilten sie längst davon,  
 Wäre es Frühlingschnee,  
 Wär' er geschmolzen schon.

Was dort erglänzt so hell,  
 Rissen sind's wohlbestellt  
 Und mit todtwundem Haupt  
 Liegt drauf ein junger Held.

Ihm zu der rechten Hand  
 Lieget sein gutes Schwert,  
 Und ihm zur Linken sitzt  
 Traurig sein Liebchen werth.

In ihrer rechten Hand  
 Behet ein Tüchlein weiß,  
 Und mit der andern schwingt  
 Hoch sie ein grünes Reis.

Reiß mit dem Tüchlein weiß  
 Trocknet sie ihm die Stirn,  
 Und mit dem grünen Reis  
 Hält sie die Mücken fern.

Liebste mein, reich' mir doch  
 Mein blankes Schwert sogleich,  
 Auf daß ich sehen mag  
 Mein Aullig sterbensbleich.

Sie reicht ihm hin das Schwert,  
 Sprang schnell zur Seiten dann,  
 Wohl den Verrath sie ahnt',  
 Den er im Herzen spannt.

Wer dir, o Liebchen mein,  
 Wer dir so weise rieth,  
 Wahrlich, o Liebchen mein,  
 Der war ein tren Gemüth.

Keiner gab mir den Rath,  
 Selber war ich so klug,  
 Wohl den Verrath ich ahnt',  
 Womit dein Herz sich trug.

Sprangst du nicht schnell zur Seit',  
 Schlag ich den Kopf dir ab,  
 Küssen dich keiner sollt',  
 Lieg' ich im tiefen Grab.